



Leseprobe

Matthias Oden

Der Krieg der Elemente
Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 16,99 €



Seiten: 784

Erscheinungstermin: 16. Mai 2022

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Hinterrücks hat das Herzogtum Chimrien das angrenzende Kaiserreich der Salen angegriffen. Was die reichen und machtgierigen Fürsten des Reiches zunächst als unbedeutende Scharmützel abtun, weitet sich rasch zu einem Debakel aus. Eine salische Stadt nach der anderen fällt, und die Gegner kämpfen mit ungeahnter Grausamkeit. Nichts scheint die Chimren aufhalten zu können – als wären sie mit übernatürlichen Mächten im Bunde. Mächten, die selbst die Kräfte der Natur bedrohlich ins Wanken bringen. Aber noch ahnt niemand das wahre Ziel der chimrischen Heerführerin ...



Autor

Matthias Oden

Matthias Oden hat Geschichte, Politikwissenschaft und Ethnologie studiert. Er war als Chefredakteur von mehreren Wirtschaftsmedien tätig sowie als Berater für Markenkommunikation. Für seine Arbeiten wurde er mehrfach ausgezeichnet. Sein Debütroman »Junktown« erregte bereits Aufsehen und war für den Deutschen Science-Fiction-Preis nominiert. Mit »Die Krone der Elemente« und »Der Krieg der Elemente« hat er sein großes Fantasy-Epos vorgelegt. Matthias Oden lebt mit seiner Familie in München.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich
auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

Originalausgabe 05/2022

Redaktion: Catherine Beck

Copyright © 2022 by Matthias Oden

Copyright © 2022 dieser Ausgabe

by Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Printed in Germany

Karten und Illustrationen: Andreas Hancock

Umschlaggestaltung: DAS ILLUSTRAT, München

Satz: Leingärtner, Nabburg

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-453-31957-8

@HeyneFantasySF

www.heyne.de

Für Tim
Ohne Dinos. Aber mit allem anderen

Inhalt

Was bisher geschah	11
DER KRIEG DER ELEMENTE	15
Verzeichnis der handelnden Personen	773
Verzeichnis der Länder und Völker	777

Karten

Die Welt von Elyrdan	Umschlag
Der Chimmgau	8

Vernichtungsstrategie neu aufleben lässt: Sie weist ihren Ersten Reiter Bjorn an, alle Salen im Chimmgau umzubringen, derer er habhaft werden kann. Auf diese Weise will sie Panik schüren und die Sammlung des an sich hoffnungslos überlegenen Gegners möglichst lange hinauszögern. Dabei hilft, dass sich viele der Chimren des Chimmgaus auch nach mehr als hundert Jahren eher besetzt denn als Teil eines gemeinsamen Reiches sehen. Der Einfall des Herzogtums schürt alten Hass und wird vielerorts als Befreiung begrüßt – mit entsprechend katastrophalen Folgen für die Salen des Chimmgaus.

Eine davon ist Turid, eine Hüterin des Elements der Erde, die in ihrem Heimatort zusehends angefeindet wird und schließlich beschließt, mit ihrer Tochter Asa über die Iffensteine zu ihrem Verlobten in den Teil des Chimmgaus zu fliehen, der vom Herzogtum noch nicht bedroht wird.

Auf andere, aber ähnlich folgenschwere Weise wird auch das Leben ihrer Schwägerin Atlis durch den Krieg aus den Fugen gehoben: Als reichstreue Chimre dient sie in der salischen Gauwehr; vor dem Überfall des Herzogtums ist sie aufgrund ihrer Verdienste zur Gerechten befördert worden, einem Rang, den noch nie ein Chimre innehatte. Diese in der Gauwehr durchaus umstrittene Entscheidung wird beim Angriff ihrer Landsleute jedoch zurückgenommen, und Atlis sieht ihre Loyalität zum Reich zunehmend grundlos infrage gestellt.

Im Tannhausner Tor, einem strategisch enorm wichtigen Nadelöhr in den Iffensteinen, kommt es schließlich zur ersten großen Feldschlacht des Krieges: Dort will das Kaiserreich den Siegeszug der Chimren stoppen. Doch entgegen aller Erwartungen endet die Schlacht mit einem Durchbruch der Chimren und einer vernichtenden Niederlage des kaiserlichen Heeres. Denn als plötzlich chimrische Panzerreiter von der anderen Seite des Tores angreifen, bricht die salische Schlachtordnung zusammen; Atlis

selbst überlebt durch Glück das sich anschließende Massaker und flüchtet in die Iffensteine, wo sie wiederum nur knapp einem unerklärlich heftigen Unwetter entkommt. Was sie und auch sonst niemand ahnt: Die Chimren konnten nur mittels der Krone der Elemente in den Rücken der Salen gelangen. Denn Hüterseher Lyndeman Windsinger hat für Tyrja den Heiligen Juwel der Luft, die Reliquie der Chimren, mit der Krone der Elemente vereinigt. Anschließend war sie in der Lage, den Wind so zu lenken, dass er die eingeschifften Panzerreiter flussaufwärts zur anderen Seite des Tannhausners Tor trug.

In Salhall, der Hauptstadt des Reiches, kann sich Ranke angesichts dieser katastrophalen Wendung gegen Istrid durchsetzen und leitet alles in die Wege, damit der Kaiser vor die Versammlung Reichsräte tritt, um dort zur allgemeinen Heerfahrt zu rufen. Im entscheidenden Moment aber erleidet Childeric einen Umnachtungsanfall und zerbricht den rituellen Heerpfeil statt ihn den Edlen zu übergeben.

Weit entfernt von diesen Kriegswirren ist Snorri inzwischen bei den Nehebet angekommen, muss aber erkennen, dass er getäuscht wurde: Der ihn begleitende Bruder von Bjorn, Skel, wie dieser ein Erster Reiter Tyrjas, ermordet den Herrscher der Nehebet und stiehlt den Heiligen Juwel des Wassers, die Reliquie des Wüstenvolks.

Am anderen Ende der Welt erleben die Seher in ihrer Stadt Carcosa ebenfalls tiefgreifende Umwälzungen: Eines ihrer Orakel konstatiert das Ende der Zeit der toten Omen, einer Jahrhunderte währenden Epoche, in der kaum eine Prophezeiung Wirklichkeit wurde und die Zunft der Seher zunehmend an Ansehen verlor. Sie machen sich nun auf, um auf den Traumfeldern, der Welt des Unwirklichen hinter dem Schleier des Schlafs, nach den Prophezeiungen der neuen Zeit zu suchen, finden aber keine einzige. Der Grund dafür offenbart sich dem Seher-Novizen Grautwis auf denkbar

ungewöhnliche Weise: In den verlassenenen, traumdurchzogenen Straßen der Stadt der Seher trifft er auf eine gelb verhüllte Gestalt, die von sich behauptet, die allererste Seherin überhaupt zu sein – Carcosa, die der Stadt ihren Namen gab und vor mehr als viertausend Jahren lebte. Unter ihrer Anleitung schreibt Grautwis die Ewigen Wisper der neuen Zeit schließlich selbst. Und beschließt, die gefährvolle Reise über die Traumfelder anzutreten, um den Kaiser des Salenreiches vor tödlichen Gefahren zu warnen, von denen seine Weissagungen künden.

Symmachie kauften Händler aus dem Salenreich und dem Herzogtum die Lager leer, und alle anderen taten es ihnen nach. Ging es um die Traumalge, wollte niemand, durfte niemand leer ausgehen. Hielt der Krieg an, würde die diesjährige Ernte seiner Familie ein Vermögen einbringen. Selbst Mutter würde zufrieden sein, vielleicht.

Amonidas lauschte in die Stille hinein. Pesh heilte auch. Schlaflosigkeit, natürlich, ebenso Krämpfe, Trübsinn und Atembeschwerden, es bekämpfte Fieber und mancherlei mehr, vor allem aber linderte es Schmerzen. Mit diesem Gedanken kam die Traurigkeit zurück. Mehr konnte die Alge nicht mehr für Horodates tun. Und endlich, nach Stunden, hatte sie es auch geschafft. Beinahe die ganze Nacht über hatte das Wimmern des alten Mannes das Schiff umhüllt.

Amonidas öffnete die Augen wieder und setzte sich auf. Gähmend streckte er sich. Er hatte nicht viel Schlaf gefunden, und wie stets nach dem Aufwachen spürte er die Verspannungen in Nacken und Schulter, heute schlimmer als sonst. Was er auch träumen mochte, Nacht für Nacht bescherte es ihm harte, steife Muskeln, die Eoniki erst wieder weich kneten musste. Singende, bezaubernde, wonnevolle Eoniki. Er sah sich nach ihr um.

Die Sklavin schlief auf der anderen Seite des Betts, nackt, wie sie es immer tat. Gleichmäßig hob ihr Atem ihre Brüste. Im Dämmerlicht der Kajüte zeichneten sich die Höfe der Brustwarzen dunkel von ihrer Haut ab. Er nahm sie oft und gern, sie war weich und liebevoll und konnte mit ihren Händen wahre Wunder vollbringen. Aber seit Horodates gestürzt war, hatte er sie weder singen lassen noch sie angerührt. Solange sein Lehrmeister im Sterben lag, mussten sein Verlangen und sein Rücken warten.

Amonidas stand auf. Er wusste nicht, wie gut sie über Nacht durch die Algen gekommen waren, aber Pinhaan konnte nicht mehr weit sein.

Vor der Kajüte nahmen die beiden Rudergänger ihre Hände von den Pinnen und legten sie aufs Herz. Ebenso wortlos erwiderte er den Gruß und ging übers Hauptdeck zum Bug, entlang der niedergeholten Segelruten, die längs der Schiffsachse am Fuß der Masten lagen. Die meisten seiner Seesoldaten schliefen noch auf den Planken; die wenigen, die bereits wach waren, grüßten ihn ebenso stumm wie die Rudergänger. Die *Trotz* bot Platz für fünfzig Helme und wurde von einhundertzwanzig Ruderern angetrieben; die eine Hälfte saß unter Deck, die andere hier oben im Freien. Knirschend bewegten sich die Riemen in ihren Lagern, mehr war nicht zu hören; das Trommelschlagen hatte er untersagt. Auf den Bänken saßen erfahrene Männer und Frauen, sie kamen auch so zurecht.

Er hatte sie die Nacht durchrudern lassen, weil er nicht bereit war, von aller Hoffnung Abschied zu nehmen. Vielleicht konnten sie auf Pinhaan Horodates doch noch helfen. Das war sein Herz, was sprach. Sein Verstand sagte ihm anderes.

Vor drei Tagen hatte sich sein Lehrmeister und Hausseher, weit in seinen Achtzigern, bei einem Sturz die Decktreppe hinunter beide Hüften gebrochen. Trotz Pesh war er immer noch fiebrig. Als er gestern Abend nach ihm gesehen hatte, hatte Horodates ihn nicht einmal mehr erkannt. Seine Haut war blass gewesen und klamm.

An der Bugkajüte sah er fragend ins Gesicht des Sklaven, der vor der Tür wachte. Betreten schüttelte der Mann den Kopf. »Er schläft jetzt, Herr«, sagte er leise. »Aber erst seit Kurzem.«

Reglos nahm Amonidas die Worte zur Kenntnis. Er griff zum Geländer ebenjener Unglückstreppe und bestieg das flache Deck der Bugkajüte. Nur mit Bedacht trat er auf: Zwischen ihm und dem alten Mann befanden sich lediglich dünne Holzplanken. Horodates schlief den Pesh-Schlaf, aber Amonidas wollte trotzdem nicht riskieren, ihn zu wecken. Niedergeschlagen legte er die Hände auf die Reling und blickte aufs Meer.

Der rosa Streifen war breiter geworden und kräftiger, das Blau des Himmels heller. Ganz oben standen noch ein paar Sterne am Firmament, einsam und blass, als hätte die Nacht sie vergessen. Das Licht des werdenden Tages gab den Blick frei auf das Dämmermeer, das vollkommen von Algen bedeckt war. Vor der *Trotz* ruderte das kleine Sucherboot. Die Taster standen mit jeweils einem Fuß auf den Bordwänden und stießen ihre langen Stangen suchend durch die Algendecke.

So kurz vor den Morgeninseln war diese Vorsichtsmaßnahme nötig: Die Algen wuchsen hier so dicht und zäh, dass sie an vielen Stellen bereits begehbar waren. Und an nicht wenigen hatte die Sonne sie so hart gebrannt, dass sie eine ernste Gefahr für jedes Schiff darstellten, das auf sie auflief. Die Algenteppiche trieben lose auf den Wellen und verschoben die Fahrrinne hierhin und dorthin oder drückten ganze Flöze in sie hinein. Es brauchte geschulte Augen, um eine lockere Algenmatte von einem dieser steinharten Ungetüme zu unterscheiden, und jahrelange Erfahrung mit der Stange.

Noch wichtiger als die Taster aber war der Wegsucher, der in ihrer Mitte saß. Die Augen verbunden, die Ohren verstopft, damit nichts ihn ablenken konnte. Er kannte den Kurs, *pesh-vernebelt sah* er ihn, sah die Fahrrinne inmitten der Algen, und dirigierte sein Boot und damit den ganzen Konvoi mit den Händen.

Er war der wichtigste Mann auf der Fahrt zu den Morgeninseln.

Als Amonidas ihm befohlen hatte, auch die Nacht hindurch den Weg zu suchen, hatte er geflucht wie ein Schmuggler. Amonidas wusste, wie anstrengend das Wegsuchen war. Mehrmals hatte er selbst es übernommen, mit fünfzehn das erste Mal, so wie es Familienbrauch war. Es war eine schlimme Schinderei, die einem auch mit Schlafpausen alles abverlangte. Ohne diese den Weg durch die Algen finden zu müssen ... Oh, er verstand den Wegsucher, sehr gut sogar. Nachts mussten sich auch die Taster allein auf ihre

Stangen verlassen, die Gefahr eines Schiffbruchs stieg enorm. Aber falls es noch Rettung für Horodates geben sollte, dann war sie auf Pinhaan zu finden, und diese Chance, mochte sie auch noch so klein sein, war jedes Risiko wert. Und wenn der gesamte Konvoi dabei draufginge.

Er hätte Horodates den Wunsch verwehren sollen, mitzukommen. Eine Dromone war kein Platz für einen alten Mann. Horodates aber hatte unbedingt noch einmal die Morgeninseln sehen wollen, wochenlang hatte er ihm damit in den Ohren gelegen. Amonidas hatte ihm einen Wunsch erfüllen wollen; hätte er gehäht, was passieren würde ... Hart schluckte er gegen den Klob an, den er im Hals hatte.

Aber wenn er ehrlich zu sich war, hatte nicht allein Horodates' Wunsch den Ausschlag gegeben. Sein Lehrmeister war der beste Seher, den Amonidas kannte. Er war präziser in der Deutung von Omen als andere und lag öfter richtig. Er fand die Traumbotschaften, die für ihn bestimmt waren, und manchmal sogar solche, die nicht an ihn hätten gehen sollen. Als Einziger von den vielen Sehern Pylaimons hatte er kürzlich eine Veränderung auf den Traumfeldern bemerkt. Die Ewigen Wisper, darauf bestand er, seien verschwunden, und bald würde etwas geschehen, etwas Großes. Von einer neuen Zeit hatte er gesprochen ...

Die anderen Seher hatten gelacht, aber Amonidas hatte keinen Moment an ihm gezweifelt. Auch er spürte es: Die Welt veränderte sich, geriet in Bewegung. Es war nicht nur der Krieg im Salenreich. Türen öffneten sich gerade, Türen voller Möglichkeiten. Amonidas musste nur entscheiden, durch welche er hindurchgehen und an welchen er vorbeilaufen sollte. Dafür hatte er seinen alten Lehrmeister an seiner Seite haben wollen. Schon jetzt war er enorme Wagnisse eingegangen, und jeden Tag wurden sie größer. Was immer Horodates ihm auch von der Zukunft zu zeigen vermochte, er würde jeden Hinweis bitter nötig haben.

An Backbord kam dunkel die Silhouette der *Schaumkrone* in Sicht, einer Dromone aus der Flotte seines Onkels. Das letzte von vielen, vielen Wracks, die die Fahrinne nach Pinhaan säumten. Vor vier Jahren war das Schiff auf einen Algenflöz aufgelaufen und aufgegeben worden. Noch hielten die Algen es fest, aber Jahr für Jahr sank es tiefer in sie hinein; bald würde es ganz verschwunden sein. Schon jetzt lag das Oberdeck nur ein paar Handbreit über der Algendecke. Letztes Jahr hatte die *Schaumkrone* noch beide Masten besessen, jetzt ragte nur noch einer von ihnen in den Himmel. Die Winterstürme mussten sich den zweiten genommen haben. Und inzwischen war das Wrack weit von der Fahrinne abgekommen, ein willenloses Stück Treibgut, das den ewigen Bewegungen der Algen folgte, bis es von ihnen verschluckt würde. Aber wenn Amonidas die Drift nicht vollkommen falsch einschätzte, konnte Pinhaan nicht mehr als zwei Stunden entfernt sein. Sie waren gut durchgekommen.

Langsam kam der Mast näher. Er wirkte wie ein mahnender Zeigefinger.

Als Amonidas leise Schritte auf der Decktreppe hörte, drehte er sich um. Es war Menophanes, der da hochkam, ein Frühaufsteher wie er selbst. Als der Händler seiner gewahr wurde, hielt er inne, überrascht, seinen Herrn zu sehen. Amonidas winkte ihn heran. Leise huschte er über die Planken. Auch Menophanes war alt, gerade hatte er die sechzig überschritten, aber er war immer noch drahtig und behände. Und eine Erscheinung, die man nicht so schnell vergaß: Borstiges Haar stand von seinem Eierkopf ab, sein Gesicht war sonnenegerbtes Leder, das Weiß seiner Augäpfel gelblich verfärbt, und wenn er den Mund aufmachte, sah man mehr Gold als Zähne.

Amonidas wandte sich wieder der festgefahrenen Dromone zu. »Herr«, grüßte Menophanes flüsternd, als er ihn erreicht hatte. Amonidas nickte nur trübsinnig.

Menophanes musterte ihn und folgte dann seinem Blick hinaus zur *Schaumkrone*. »Es ist nur ein Wrack, Herr, kein Symbol«, sagte er mit ungewohntem Ernst. »Nicht für dich.«

Amonidas wandte sich ihm zu. Menophanes mochte hässlich sein wie ein Krug voll Kröten, aber er war schlau. Er wusste meistens, was seinem Herrn durch den Kopf ging. Und er wusste, was auf dem Spiel stand.

»Du wirst deinen Krieg bekommen«, sagte er.

Amonidas nickte nur.

Zu Hause hatte er vierzehntausend Kämpfer unter Waffen. Sie standen vor Cyranis und warteten, dass er sie in Marsch setzte, und während sie warteten, bluteten sie die Tiefen Kammern leer. Auch er, Amonidas, wartete auf den Moment, aber inzwischen wusste er nicht mehr, wie dieser Moment aussehen würde. Oder ob er überhaupt noch käme.

Mit seinen dreiundzwanzig Jahren war er die bislang größte Wette seines Lebens eingegangen. Derzeit sah es nicht so aus, als würde er sie gewinnen.

Mit Menophanes hatte alles begonnen. Vorigen Sommer war ein Käufer an den Händler herangetreten und hatte Waffen für eine ganze Armee bestellt. An sich nichts Ungewöhnliches: Menophanes beaufsichtigte die Geschäfte seiner Familie in Narses, alle naselang kamen Gesandte aus den Streitenden Kronen herunter und kauften dort Waffen für ihre endlosen Scharmützel. Aber dieser eine Händler ... Er hatte so viele Waffen gekauft, dass man mit ihnen die Karte der Kleinkönigreiche neu zeichnen konnte. Menophanes hatte die Gelegenheit erkannt, und Amonidas hatte sie beim Schopf ergriffen und eine eigene Armee aufgestellt, mit der er mitzeichnen würde. Mit ihr, das war der große Plan, würde er das erreichen, was seine Familie schon oft versucht, doch nie geschafft hatte: den Herrschaftsbereich der Toparchen von Pylaimon auf die athanaische Hochebene auszudehnen. Mutter würde stolz sein, zum ersten Mal.

Das war der Plan. Er hätte aufgehen müssen. Und da war das Wort, das bitterste von allen: hätte. »Es ist nichts passiert«, sagte er leise, beinahe zu sich selbst und so, als könne er es immer noch nicht glauben, was irgendwie auch stimmte. Nichts. Wirklich nichts. Die Waffen, die Menophanes verkauft hatte, waren nirgends aufgetaucht, geschweige denn hatten sie einen Krieg begonnen, und die Streitenden Kronen durchlebten eine Phase seltener Friedfertigkeit. Also standen seine Truppen weiter vor Cyranis und harrten aus, seit Monaten schon, ohne Auftrag und Ziel und ohne Sinn. Statt Reichtümer und Ehre häufte er Ausgaben an.

Er war der vielleicht reichste Dreiundzwanzigjährige der Welt. Und er war ein Getriebener.

Die *Schaumkrone* glitt an ihnen vorüber und verschwand hinter dem Heck. Vor ihnen ging die Sonne auf.

»Nichts ist verloren, Herr. Noch ist alles möglich.« In Menophanes' Stimme lag ruhige Zuversicht.

Amonidas wusste, dass sie nicht gespielt war. Hinter seiner oft albernern Affektiertheit versteckte der Händler Nerven aus Stahl, die immer dann zutage traten, wenn es heikel wurde. Für ihn war ein Spiel erst verloren, wenn der wirklich letzte Zug getan, der wirklich letzte Würfel gefallen war, niemals früher. Natürlich hatte er jeden Grund, die Hoffnung nicht fahren zu lassen: Fiel Amonidas, fiel auch er. Der Waffenhandel und alles, was daraus gefolgt war, hatte ihn aus Narses in Amonidas' engsten Kreis getragen; dort würde er mit ihm triumphieren oder mit ihm untergehen. Aber Amonidas wusste, dass der Händler nicht aus Verzweiflung guten Mutes war. Menophanes wollte gewinnen, immer und unbedingt. Darin unterschieden sie sich beide nicht. Im Gegensatz zu ihm dachte Menophanes nur weniger übers Scheitern nach.

»Herr?«

»Ich weiß«, antwortete Amonidas endlich. »Noch ist alles möglich. Auch für Horodates.«

Aber dieses Mal verzichtete Menophanes auf eine aufmunternde Bemerkung. Der Händler würde ihn nicht anlügen, aber sein Schweigen war schlimmer. Wenn selbst Menophanes keine Chance mehr sah ... Der Gedanke traf Amonidas wie ein Tritt in den Magen. Bitter schmeckte er die Verzweiflung im Mund. Er wandte sich ab.

Wortlos sah er auf die Algen hinaus, bis Pinhaan in Sicht kam.

Die größte der Morgeninseln dampfte im Licht der aufgehenden Sonne. Dichte Schwaden stiegen von ihren grünen Vulkanhängen auf. Vogelschwärme stießen durch den Nebel, hell klangen ihre Schreie herüber. Von den tangbedeckten Stränden grüßten aufgereiht die kolossalen Basaltwürfel, in die die Faani ihre sieben heiligen Tiere gehauen hatten: Rüsselkäfer, Schlange und Schmetterling, Schildkröte, Fink, Mücke und Orang.

Als beträten sie eine andere Welt, dachte Amonidas, so wie jedes Mal.

Die Fahrinne führte sie von Süden heran, sodass sie freien Blick hatten auf Khuld, die Hauptsiedlung Pinhaans. Die meisten Häuser Khulds standen jedoch nicht auf der Insel, sondern vor der Küste, erbaut auf einem Riff, das weit ins Dämmermeer ragte. Die flachen Einbäume der Faani glitten zwischen ihnen über die Algen. An Land hingegen stand das imposanteste Gebäude Khulds: Zu groß und massiv, um auf den Korallenbänken zu fußen, durchbrach die sechseckige Stufenpyramide das Blätterdach des Regenwalds. Vom Tempel auf ihrem Dach stieg der Qualm verbrannten Peshs auf und vermischte sich mit dem Nebel. Amonidas konnte die Priester in ihren grünen Kultgewändern sehen, wie sie ihren endlosen Kreis um die Glutschale herum beschritten, die Schläge ihrer Bauchtrommeln dröhnten dumpf in der Luft. Tagelang konnten sie das durchhalten, ohne Pause, ohne Nahrung oder Wasser.

Vor ihm im Boot nahm der Wegsucher seine Augenbinde ab

und brach zusammen. Er hatte sie sicher durch Nacht und Algen geführt, jetzt konnte er nicht mehr. Amonidas nahm sich vor, dem Mann doppelten Lohn zu zahlen. Er hatte ihn sich verdient. Das Boot fiel nach hinten weg, mit kräftigen Ruderschlägen fuhren die sechs Dromone des Konvois an ihm vorbei.

Auf den Algen waren trotz der Frühe bereits etliche Faani unterwegs. Der Teppich war hier so dicht, dass sie nur etwas über die Knöchel einsanken. Die Tupfen ihrer weinroten Haare sahen vor dem Dunkelgrün aus wie Blumen in einem Beet.

So nah an den Morgeninseln gab es keine Pesh-Blüten, für die musste man weit nach Osten wandern, dorthin, wo selbst die Einbäume nicht mehr genug Wasser unter den Rumpf bekamen. Aber die Faani bauten kein Getreide an und jagten nicht, sondern ernährten sich hauptsächlich von essbarem Tang, den sie zwischen den Algen aufsammelten. Im Rahmen der Begrüßungszeremonie aß Amonidas jedes Mal das Brot, das sie daraus buken; es schmeckte abscheulich. Aus gutem Grund führte seine kleine Flotte Korn, Pökelfleisch und Hartkäse mit sich. Im feuchten Klima der Morgeninseln ließen sich Lebensmittel nur schlecht lagern, und was sie mitbrachten, reichte nie übers Jahr. Aber zumindest in den ersten Monaten nach Abholung der Ernte konnten die Mannschaften, die zurückblieben, die Speisen ihrer Heimat essen.

Wer den Konvoi bemerkte, hielt inne. Grußlos standen die grauhäutigen Faani auf den Algen und folgten ihnen mit den Blicken. In der Fahrrinne stoppte ein Katamaran seine Fahrt und ließ sie passieren. Große, grüne Augen sahen von dem niedrigen Boot zu ihnen empor, undeutbar, teilnahmslos.

Amonidas konnte nicht von sich behaupten, dass er die Faani verstand. Nicht einmal, dass er jemanden kannte, der das tat. Was in ihren Köpfen vorging, war aller Welt ein Rätsel. Wahrscheinlich lief es andersherum genauso. Seine Gedanken kreisten beinahe

ausschließlich um die Frage, was er mit seiner nutzlosen Armee anstellen sollte. Die Faani aber führten keine Kriege, Gewalt lehnten sie ab. Der Herrschaft der Symmachie über ihre Inseln hatten sie sich nie widersetzt. Nur ein einziges Mal hatte es Aufruhr gegeben, kurz nach Beginn der Besetzung vor mehr als dreihundertfünfzig Jahren, nachdem eine betrunkene Soldatin eine der heiligen Tempelschildkröten tötete. Die Unruhen forderten Dutzende Opfer auf beiden Seiten. Als die aufgebrachtten Faani die Pesh-Lager stürmten und beinahe die Ernte eines ganzen Jahrs in Flammen aufging, sah die Symmachie schließlich ein, dass es sie billiger käme, Abbitte zu leisten: Jeder Soldat, jeder Beamte, jeder Athanaier auf jeder Morgeninsel beging das Sühneritual der Faani. Seitdem war auf den Morgeninseln nie wieder eine Schildkröte auch nur angerührt worden. Nicht einmal das Essen der Eier war den stationierten Truppen noch erlaubt. Der Schildkröten-Aufstand galt den Symmachern bis heute als Symbol für die Verbohrtheit der Faani: die Besetzung ihrer Inseln hinzunehmen, aber wegen einer toten Schildkröte einen Aufruhr anzuzetteln ... Sie waren wie Kinder. Man hatte ihnen den Pesh-Handel geradezu aus den Händen nehmen *müssen*, zu ihrem Wohl und dem der Welt. Dass sie auch das hatten geschehen lassen, war nur ein Beweis, den es nicht mehr gebraucht hatte.

Amonidas aber fragte sich einmal mehr, ob die Faani am Ende nicht die Klügeren waren. Manchmal, wenn er nachts darauf wartete, dass endlich der Schlaf käme, konnte er den Druck auf sich beinahe körperlich spüren. Ganze Schiffsladungen von Erwartungen schnürten ihm den Atem ab.

Und was immer die Faani auch träumen mochten, er bezweifelte, dass sie mit verspanntem Rücken aufwachten.

Unter den Geruch des Algenteppichs mischte sich der des verbrannten Peshs vom Tempeldach, während sie näherkamen. Die Trommeln wurden lauter. Die *Trotz* glitt durch eine Nebelbank,

und kurzzeitig verschwand Khuld aus den Augen. Ein Dämmerreiherr tauchte in dem Weiß auf. Mit trägen Flügelschlägen passierte das orangerot gefiederte Tier die Dromone und tauchte wieder in den Nebel ein.

Unter Trommelschlägen legten die *Trotz* und die anderen fünf Dromonen schließlich an der Mole der Herren an. Die Luftfeuchtigkeit war erdrückend.

Amonidas ließ die Empfangszeremonie über sich ergehen, aß das Algenbrot und nahm den Lebenssegen in Empfang, der jedem Ankömmling mit grüner Farbe auf die Stirn gemalt wurde. Danach begrüßte er Anaximande, seine Statthalterin. Ihrem erschöpften Gesicht war anzusehen, dass sie bereits das dritte Jahr auf Pinhaan residierte. Horodates wurde an Land getragen. Amonidas sah der Bahre mit seinem bewusstlosen Lehrmeister nach, aber er wusste, dass es nun nicht mehr an ihm war. Die Faani hatten begnadete Heiler, entweder sie konnten Horodates helfen oder niemand mehr. Er bat die Hausgötter seiner Familie, Gnade zu haben. Horodates und er hatten noch so viel zu besprechen; er, Amonidas, hatte noch so viel zu besprechen.

Während die Truppen und schweißnassen Ruderer an Land gingen, bestieg Amonidas einen Einbaum und ließ sich durch die Kanäle der Stadt zu den Pesh-Lagern rudern. Menophanes und die anderen Händler folgten auf eigenen Nachen.

Wie so oft auf den Dämmerinseln verschwand die Sonne nach kurzem Aufstieg hinter einer dichten Wolkendecke. Mit jedem Moment wurde es schwüler; gegen Mittag würde es regnen, das tat es immer. Amonidas aber war bereits nass, der Seidenchiton klebte ihm an der Haut wie der Tang an den Fundamenten der Häuser. Durch den dumpfen Trommelschall hindurch fuhr sein Einbaum langsam an ihnen vorbei. Aus den Bergen Pinhaans hatten die Faani Tausende mitunter gigantische Basaltprismen herbeigeschafft und sie auf die Korallenbänke geschichtet. Auf den

so entstandenen Plattformen hatten sie ihre Stadt erbaut. Nur gemächlich setzte die Flut wieder ein, sodass die mannshohen Unterbauten noch feucht glänzend bloß lagen. Amonidas' Blick glitt von einer dieser kantigen Sechsecksäulen zur nächsten, die wie Holzscheite versetzt übereinander lagen, und wieder einmal musste er den Kopf schütteln über den betriebenen Aufwand. Er konnte keinen Sinn darin entdecken, eine Stadt vor die Küste zu setzen, wenn man sie auch an Land hätte bauen können. Vor allem, wenn man dafür die Ausbeute mehrerer Steinbrüche Hunderte Stadien weit durch den Regenwald herbeischaffen musste.

Er atmete tief durch. Sinn, Unsinn, wo zog wer die Grenze? Die jahrhundertealten, kunstvoll mit Tiergesichtern verzierten Bauten der Faani erschienen ihm sinnlos, aber war sein Streben tatsächlich so anders?

Abgekämpft schüttelte Amonidas den Kopf. Jedes Mal, wenn er nach Pinhaan kam, überfielen ihn solcherlei Gedanken. Es war, als würde die Insel diese Zweifel in ihm wecken, mit ihrer fremden, traumartigen Atmosphäre, mit ihren Nebeln, Trommeln und den stummen Gesichtern, die nie ganz von dieser Welt zu sein schienen. Und jedes Mal, wenn er Pinhaan wieder verließ, nahm er mehr von diesen Gedanken mit.

Einer nach dem anderen stiegen sie aus den Einbäumen und die algenbewachsenen Stufen hoch, die zu den Lagerhäusern führten. Pesh-Blüten mussten, damit sie nicht verfaulten, nach der Ernte schnell weiterverarbeitet werden. Dazu wurden sie vorsichtig zwischen den Händen gerieben, um das Harz aus ihnen herauszupressen. Das Harz wurde gesammelt, in der Hand erwärmt und zu kleinen Kugeln geformt. Es war eine zeitraubende Arbeit, selbst erfahrene Pesh-Dreher konnten am Tag nur etwa sechs Schekel Pesh gewinnen, so viel, wie ein Ei wog. In den Lagerhäusern aber warteten Tausende und Abertausende Schekel

darauf, von ihnen abgeholt und verschifft zu werden. Die Arbeit eines ganzen Jahres.

Bereits auf der Mole hatte ihm Anaximande mitgeteilt, dass die Ernte dieses Mal außerordentlich reichhaltig ausgefallen sei. Die Sammler hätten deutlich mehr Blüten als sonst gefunden, und das aus ihnen gewonnene Pesh habe sich als besonders potent erwiesen. »Wie die Tränen eines jungen Gottes«, sagte sie jetzt wieder, als sie die Tore des ersten Lagers öffnen ließ. »Überzeuge dich selbst, Herr, es ist das beste Pesh seit Jahren.«

Ein Faan brachte ihm eine der kleinen, in Palmblätter gewickelten Kugeln und schnitt ihm mit einem Messer ein Stückchen ab. Mit der Fingerspitze tippte Amonidas das Pesh von der Spitze der hingehaltenen Klinge. Es war klebrig, mehr als üblich, und als er es in den Mund nahm, überraschte ihn der intensive Geschmack. Nach der Bemerkung seiner Statthalterin hatte er hohe Erwartungen gehabt, aber die Intensität übertraf alles, was er jemals gekostet hatte.

»Siehst du?«, sagte Anaximande zufrieden, als sie seinen Gesichtsausdruck sah. »Ich habe nicht zu viel versprochen.«

»Ist die gesamte Ernte so?« Er bedeutete dem Faan, Menophanes und die anderen Händler ebenfalls probieren zu lassen.

»Ja, ist sie. Es gab kaum schwächere Proben.«

»Und die der anderen Inseln?«

»Nach allem, was wir wissen, leider ja, aber ...« Sie grinste.

»Aber das spielt keine Rolle«, vollendete Amonidas den Satz und schmeckte dem Pesh nach. Inzwischen hatte es sich vollkommen aufgelöst, ein weiteres Zeichen seiner hohen Qualität. Je schneller Pesh im Mund schmolz, desto wirksamer war es. Für dieses Pesh konnten sie praktisch verlangen, was sie wollten. Dass die anderen Familien ein ähnlich gutes Produkt auf den Markt bringen würden, war ein Wermutstropfen, am Ende aber unwichtig. Die Nachfrage würde für sie alle reichen. Begeistert klatschte er in die Hände.

»Götter!«, ließ sich nun auch Menophanes hören. »Was für ein Aroma!« Er grinste über die ganze Breite seiner Goldzahnreihen. »Selbst wenn wir das strecken – man wird es uns aus den Händen reißen.« Kichernd wischte er sich mit dem Handrücken über die Lippen.

Menophanes hatte recht, sie konnten damit mühelos vertrocknete Restbestände unters Volk bringen, aber das waren Überlegungen, mit denen sich Amonidas gerade nicht beschäftigen wollte. Dieses Pesh hatte es verdient, genossen zu werden. Er ließ sich von dem Faan einen weiteren Brocken herunterschneiden.

»Vorsicht, Herr«, sagte Anaximande, »du hast noch ein paar Lagerhäuser und Stichproben vor dir. Nicht, dass du bereits träumst, bevor wir durch sind.«

Es war ein Scherz, aber einer mit ernstem Kern. Obwohl er von weiteren Doppelproben absah, fühlte sich Amonidas am Ende der Verkostung merklich benommen. Zwischen seinen Schläfen drehte sich sein Hirn wie ein langsam eiernder Kreisel.

Schließlich ließ er sich auf seinem Einbaum zum Palast von Khuld fahren. Als er dort beim Aussteigen von einem Sklaven angesprochen wurde, hatte er Schwierigkeiten zu verstehen, was der Mann ihm sagen wollte.

Erst beim dritten Versuch begriff er, dass Horodates gestorben war.

In dem Gemach, in dem man seinen Lehrmeister aufgebahrt hatte, verbrannte Myrrhe auf einem Kohlenbecken. Vasen mit frischen Orchideenblüten standen um den Leichnam herum. Zum ersten Mal, seit Amonidas auf Pinhaan angekommen war, hatte er keinen Pesh-Geruch in der Nase. Erschüttert trat er an die Bahre heran. »Kyron«, flüsterte er hart schluckend, *Meister*.

Im Tod waren Horodates' Züge friedlich; er hatte gelitten, aber zumindest sein Sterben war schmerzfrei geblieben. Es gab kein

Antlitz, das Amonidas länger oder besser kannte, keines, das ihm lieber war. Horodates hatte ihm Sprechen, Lesen und Rechnen, Laufen, Schwimmen und Lieben beigebracht, und so vieles mehr. Er war klug, sogar weise gewesen, vor allem aber gütig. Keine Eigenschaft, die im Palast von Pylaimon hoch angesehen war, aber Amonidas hatte den alten Mann dafür verehrt. Nie war er von ihm geschlagen worden, nie hatte er ein hartes Wort verloren, wenn Amonidas als Kind wieder einmal nicht hatte spüren wollen. Die härteste Strafe, die Horodates gekannt hatte, war der enttäuschte Ausdruck in seinem Gesicht gewesen, und dieser Ausdruck hatte Amonidas mehr erzogen als die Stockhiebe seiner Mutter. Horodates' Ansprüchen gerecht zu werden, war seine Richtschnur gewesen, und, Götter, wie oft hatte er sie verfehlt. Horodates aber hatte nie die Geduld verloren, nie an ihm gezweifelt.

Und nun war er fort. Beinahe ein Vierteljahrhundert seines Lebens hatte Horodates für Amonidas aufgeopfert, er aber war nicht bei ihm gewesen, als er gegangen war. Nicht einmal das.

Die Wut kam plötzlich, wie sie immer kam, vertraut wie ein falscher Freund, und zusammen mit dem Schmerz war sie übermächtig. Mit einem Schrei fegte Amonidas die Vasen von der Bahre. Er schrie noch, als sie auf dem Boden platzten, und er schrie immer noch, als sich die Wasserlachen zu einer verbanden und zwischen den Scherben und Blüten ausbreiteten. Der Wut folgten die Tränen, und sie kamen mit nicht weniger Gewalt. Er vergrub das Gesicht in den Händen und weinte um den Mann, der in allem bis auf den Akt der Zeugung sein Vater gewesen war.

»Du hast ihn geliebt.«

Amonidas nahm die Hände vom Gesicht und sah auf. Im Durchgang stand eine Faan. Er nickte stumm.

»Ich will dich in deiner Trauer nicht stören«, sprach die Frau weiter. »Ich wollte dir nur sagen, dass ich an seiner Seite war, als

er starb. Ich konnte nichts mehr für ihn tun. Und als er bereit war, habe ich ihn gehen lassen.«

»Du warst ...« Mit einem Räuspern befreite er seine Kehle von Tränen. »Du warst bei ihm?« Er wischte sich über die Augen. Sie brannten vom Salz, und sein pesh-schwerer Kopf dröhnte im Takt der Trommeln, die von der Pyramide und durch die Stadt wummerten. »Hat er, hat er noch etwas ...?« Er brach ab, er konnte nicht mehr weitersprechen.

»Nein. Er starb, ohne noch einmal das Bewusstsein zu erlangen. Es war ein sanfter Tod. Ich werde jetzt gehen.« Sie wandte sich um.

»Nein«, rief Amonidas und streckte impulsiv die Hand nach ihr aus. »Bleib. Ich bitte dich. Ich will reden.« Reden gegen das Dröhnen und die Leere und den Schmerz. Er konnte jetzt nicht mit sich allein sein.

Die Frau neigte den Kopf und trat vollends in den Raum. Sie war jung, keine zwanzig Jahre schien sie ihm. Wie alle Faani hatte sie volles, dunkelrotes Haar und sehr blasse, hellgraue Haut. Von ihren kräftigen Schultern fiel ein lockeres grünes Kleid mit roten Schmetterlingen darauf. Einen Schmetterling trug sie auch als Anhänger an einer kurzen Kette, sein Körper ein grün schimmerndes Juwel, an dem silberne Flügel befestigt waren. Dunkelgraue Sommersprossen sprenkelten ihre Wangen. Sie stellte sich nah an ihn heran und blickte zu ihm auf. Unter breit gezogenen Lidstrichen forschten grüne Augen in seinem Gesicht, die deutlich älter wirkten als ihre fast noch kindlichen Züge. Amonidas sah Neugierde in ihnen. Mitgefühl sah er nicht. »Worüber willst du reden, Herr?«, fragte sie. Ihr Athanai war beinahe akzentfrei.

»Wie ... wie heißt du?«

»Raaz.«

»Und du bist eine Heilerin, Raaz?«

»Ich bin vieles. Manchmal heile ich. Wenn ich es noch kann.«

Amonidas sah auf Horodates hinunter. Wieder füllten sich seine Augen. Er zwang sich zu reden. »Wenn ihr jemanden verliert, der ... euch etwas bedeutet hat – trauert ihr dann wirklich nicht?«

»Nein. Leben kommt, Leben geht. Aber immer bleibt es. Leben endet, ohne zu enden. Wieso sollten wir darüber traurig sein?«

»Ihr seid ein sonderbares Volk.« Die Faani verehrten keine Götter, nur das Leben an sich, *jindaagi*, eine ewige Schöpfungskraft, die alles zusammenhielt. Wie so vieles bei ihnen fand Amonidas auch das nur schwer bis gar nicht verständlich. Wenn es keine Götter gab, wer sollte einem sagen, was richtig war und was falsch?

»Wir sind ein zufriedenes Volk.«

Amonidas wusste darauf nichts zu antworten. Für einen Moment war es still im Raum, still bis auf die Trommelschläge. Das Pesh bearbeitete im selben Takt seinen Geist. Das war Khuld, waren die Morgeninseln, ging es ihm durch Kopf: Pesh und Trommeln, Pesh und Trommeln.

»Der Tote war dein Lehrer?«, fragte ihn Raaz nach einem Moment des Schweigens.

»Ja. Mehr als das. Er ... er hat mich geformt.« Er musste wieder schlucken. Horodates sah so friedlich aus. »Jedenfalls die Teile, auf die ich stolz bin.«

»Ich verstehe.«

Amonidas sah sie an. »Tust du das?«, fragte er sie.

Raaz blickte zurück. »Lass uns über Krieg reden.«

Überrascht zuckte Amonidas zurück. »Krieg?«

»Krieg beschäftigt dich doch.«

»Was bist du? Eine Seherin?« Verstört versuchte er, in den grünen Augen Antworten zu erkennen. Wieder spürte er das Pesh in seinem Kopf wirbeln.

»Ich bin vieles. Wir Faani brauchen kein Carcosa. Aber auch wir können Gesichte haben. Manchmal sehe ich Dinge.«

Amonidas zögerte, immer noch irritiert. Die seltsam mäandernde Unterhaltung mit der jungen Frau, die so nah bei ihm stand, fing an, ihn zu überfordern. Er zog die Tränen hoch und schluckte sie. »Was wisst ihr Faani schon von Krieg?«, fragte er beinahe trotzig.

»Genug, um von ihm abzusehen.« Zum ersten Mal während ihres Gesprächs wandte sie den Blick ab und ließ ihn ins Unendliche gleiten. »Wir sehen Schlimmes vom Krieg im Westen.«

Der Krieg im Westen. Das große, mächtige Salenreich brannte, und was Horodates und die anderen Seher an Kunde von den Traumfeldern zurückgebracht hatten, überstieg die üblichen Grausamkeiten. Wenn die Träume nicht logen, verwandelten die Chimren die Länder, die sie eroberten, in einen Friedhof. »Wir auch«, antwortete er tonlos.

»Was wirst du dagegen tun?« Ihr Blick kehrte zu ihm zurück.

»Ich?« Verblüfft griff sich Amonidas an die Brust. »Was sollte ich dagegen tun können?«

»Du bist reich. Unser Pesh füllt deine Taschen. Du hast eine Armee.«

Er kniff die Augen zusammen. »Das weißt du?«

Sie hielt seinem Blick stand. Welche seiner Geheimnisse versteckten diese ruhigen, alten Augen noch?

»Manchmal sehe ich Dinge.«

»Und du willst, dass ich mit meiner Armee was mache? Den Krieg im Westen beende? Unmöglich.« Was für ein absurder Gedanke. Nur ein Faan konnte auf so eine Idee kommen. Aber wieso fühlte er sich plötzlich, als müsse er sich rechtfertigen? Es musste am Pesh liegen, sagte er sich, es machte empfänglich für die abstrusesten Überlegungen. »Der Krieg ist ganz woanders. Wir könnten nie ... Und außerdem – du hast selbst gesagt, dass ihr Krieg ablehnt. Und jetzt soll ich einen führen?«

»Du wirst diese Armee nicht auflösen. Du wirst so oder so einen Krieg führen. Dann führe den, der am wenigsten falsch ist.«

Amonidas schüttelte den Kopf. Er war perplex. »Du bist eine seltsame Frau, Raaz.«

»Ich bin vieles. Eine Frau bin ich nicht.«

Im ersten Augenblick dachte Amonidas, sie würde ihr junges Alter meinen, dann begriff er. Seine Augen weiteten sich. Ihre Haartracht und die Andeutung von Brüsten unter dem weiten Kleid, die helle Stimme ... dazu die fein gezupften Augenbrauen, der Lidstrich, das weiche Gesicht. Es war eine gute Maskerade. Aber jetzt, da er es besser wusste, fielen ihm die dünnen Lippen und der breite Kieferknochen auf. Die kräftigen Schultern. Und zeichnete sich nicht ein leichter Kehlkopf über der Schmetterlingskette ab? Raaz war ein Mann. Aber nein, auch das stimmte nicht ganz, jedenfalls, wenn man es wie die Faani hielt. Raaz war eine *dohru*, ein Zweigeist, der beide Geschlechter in sich vereinte und doch keines von beidem war. Als eines von beiden geboren, führten *dohru* das Leben des jeweils anderen.

»Ha«, sagte Amonidas. Auf den Morgeninseln waren *dohru* nicht einmal wirklich selten, aber er hatte – zumindest wissentlich – noch nie mit einer gesprochen. Er fühlte sich unbeholfen.

»Ha«, sagte Raaz.

Wieder war das Trommelschlagen der Tempelpyramide das einzige Geräusch im Raum.

»So«, fing sie schließlich wieder an.

»Ja, so«, erwiderte Amonidas, erleichtert, dass sie das Schweigen beendete.

»Du hast mit deinem Lehrer auch deinen Seher verloren.«

»Ja ...?«

»Du brauchst einen neuen.«

Abwehrend hob er die Hände. »Götter, nein!«, rief er aus, »du wirst nicht mein Seher!«

Raaz sah ihn an, ruhig und mit ihren wissenden, grünen Augen.

In Amonidas' Kopf wirbelte das Pesh. Er sah zu Horodates, dann wieder zurück zu ihr. Was hätte ihm der alte Mann geraten? Er wusste es nicht, nur, dass diese Begegnung am Totenbett seines Lehrmeisters etwas bedeuten musste. Es konnte anders nicht sein. Nur was sollte sie besagen? Sollte er Raaz wirklich als Seherin annehmen? Unter allen anderen Umständen hätte er den Gedanken als vollkommen aberwitzig abgetan, aber hier und jetzt ...

Trommeln und Pesh.

Er fühlte sich wirr, traurig und aufgedreht, als wäre die ganze Welt auf den Kopf gestellt. Und hatte Horodates' Tod nicht genau das getan? Vor seinem geistigen Auge wirbelten die Waffen und seine Armee, Horodates und Raaz, die Scherben der Vasen, die Orchideen, das Pesh, die Dromonen, die Inseln. Ihm schwindelte. Raaz, Raaz, Raaz, Pesh, Pesh, Pesh.

Taumelnd griff er an die Bahre und stützte sich ab. Er spürte seine steinernen Schultern wieder, den Druck auf seinem Brustkorb. Angestrengt atmete er durch. »Du bist vieles, Raaz«, sagte er, weil er nicht anders konnte, »und ab heute auch meine Seherin.«

»Gut«, sagte Raaz.

Und Amonidas hoffte inständig, dass sie recht hatte.

»Hast du Hunger, Vater? Oder Durst? Soll ich dir etwas kommen lassen?«

Bestimmt schüttelte er den Kopf. »Weder das eine noch das andere. Meine Blumen, die vermisse ich. Aber in Salhall gibt es keine Blumen.«

Istrid beugte sich vor und strich ihrem Vater die langen weißen Haarsträhnen glatt, auf denen er gelegen hatte. »Doch, die gibt es«, sagte sie sanft. »Ich werde dir welche bringen lassen.«

»Tu das, Istrid, bitte.«

»Ja, Vater. Aber ich werde jetzt gehen müssen.«

Unglücklich sah er sie an, plötzlich ganz wach. »Es hat mit dem Heerpfel zu tun, nicht wahr? Weil ich ihn zerbrochen habe. Ich weiß nicht, warum ... Ich weiß es nicht. Ich hätte es nicht tun dürfen, nein.«

»Es ist gut, Vater«, sagte sie und strich ihm noch einmal übers Haar. »Es wird alles in Ordnung kommen.«

»Ich weiß nicht, was gestern in mich gefahren ist. Es war alles ganz laut ... und ... alles ist so durcheinander.« Childeric schüttelte den Kopf. »Ich muss das wieder geradebiegen. Ich bin der Kaiser, das wird von mir erwartet. Was habe ich nur getan?«

Er wollte sich aufrichten, doch sie drückte ihn zärtlich zurück in die Kissen.

»Vater«, sagte sie, »mach dir keine Sorgen.«

Mehr sagte sie nicht, denn mehr gab es nicht zu sagen. Ihr Vater wusste offensichtlich nicht, dass sie diese Unterhaltung nicht zum ersten Mal führten, so wenig, wie er wusste, dass es nicht einen, sondern fünf Tage her war, seit er den Heerpfel zerbrochen hatte. Die Tage verschwammen für ihn und sanken ineinander, und so sank Istrids Hoffnung. Äußerlich war sie gefasst und die Tochter, die ihr Vater kannte, aber innerlich zitterte sie. Seit fünf Tagen zitterte sie, und die Angst schnitt ihr fast die Luft ab.

»Ich muss jetzt gehen«, sagte sie, die Tränen zurückhaltend.
»Aber ich komme wieder.«

»Ja, Istrid, tu das. Ich freue mich so sehr, dich zu sehen.«

»Natürlich, Vater. Ich freue mich auch.« Das tat sie, aber es zer-
riss ihr auch das Herz.

Sie stand auf und drückte ihrem Vater einen Kuss auf die Stirn.
»Ruh dich aus. Komm zu Kräften. Das Reich braucht dich.«

»Es ist Frühling, Istrid«, rief er ihr hinterher, »bring mir bitte
Blumen mit! Sie fehlen mir so sehr.«

»Das tue ich, versprochen«, antwortete sie, und dann schossen
ihr doch noch die Tränen in die Augen.

Sie tat es jeden Tag.

An den Vasen vorbeigehend, verließ sie den Raum.

In ihren Gemächern ein Stockwerk darunter wartete Helgid. Wie
immer wusste Helgid schon, wie es ihr ging und was sie brauchte,
und nahm sie in den Arm. Istrid schloss die Augen, sog den Duft
ihrer Frau ein und genoss die Berührung. Dann wischte sie sich
die Tränen ab. »Danke.«

Und Helgid, klug und klein und hübsch und der beste Mensch
der Welt, sagte nur: »Immer.«

»Es ist schrecklich, ihn so zu sehen.«

»Ich weiß.«

»Und ich kann mich kaum um ihn kümmern. Nicht einmal
eine Stunde war ich jetzt bei ihm ...«

»Du tust bereits mehr, als du solltest, Süße, das weißt du.« Wenn
sie allein waren, nannten Helgid sie immer so. Istrid mochte es. Es
war kindisch, aber sie fühlte sich in diesem Wort geborgen. Und
noch so vieles mehr, nur nicht wie eine Prinzessin, und das war wich-
tig. »Du tust, was du kannst, du bist da für ihn. Aber du kannst dich
nicht nur um ihn kümmern. Nicht jetzt. Du musst vor allem auch an
dich denken. Wenn du nämlich schlappmachst, hilfst du keinem.«

Helgid hatte recht, wie so oft. Verzagt nickte Istrid, dann versuchte sie sich an einem Lächeln. Sie scheiterte.

»He«, sagte Helgid und nahm Istrids Kopf zwischen die Hände. Sanft zog sie sie zu sich herunter und küsste sie. »Ich will dich nicht so traurig sehen.«

Wieder kamen Istrid die Tränen, aber sie hielt ihren Blick weiter auf Helgid gerichtet. Helgid hatte braune Augen, für eine Salin edler Geburt ein Makel, aber für Istrid waren sie perfekt. Beinahe nicht von dieser Welt. »Ich wünschte«, sagte sie, »wir könnten für immer so bleiben. Und ich könnte für immer in deine Augen sehen.«

Helgid lachte. »Ich würde einen steifen Nacken bekommen. Außerdem ...«, sie gab Istrids Wangen frei, »man hat dir das Schwert gebracht.«

Das Schwert.

»Ja? Wo ist es?«, fragte sie freudlos.

»Auf dem Tisch im Speisesaal. Komm.« Helgid nahm sie an der Hand. Widerstrebend folgte sie ihr.

Das Schwert lag eingehüllt in die schwarz-gold-schwarzen Reichsfarben am unteren Ende der Tafel. Istrid schlug das Tuch zurück und besah sich die Waffe. Sie war die wertvollste ihrer Art, ein Khanwa, ein Schwert aus Vandran. Sein Name war Baqqlabang, Dunkelstern. Früher hatten die Könige von Vandran Baqqlabang geführt als Zeichen ihrer Macht, heute gehörte es zum Kronschatz des Reiches. Die breite Klinge wurde der Heilsgarde übergeben, wenn die Leibwache des Kaisers in den Krieg zog, und deswegen lag sie nun auf Istrids Tisch. Die Scheide, in der sie steckte, war schwarz; schwarz war auch die ovale Scheibe, die sie statt Parierstangen besaß, schwarz der Griff und ebenso der schmale Fingerschutz, der sich vom Heft hinunter bis zum dornenbewehrten Knauf bog. Schwarz schimmerten selbst die Opale, mit denen Scheide und Griff verziert waren. Nur das Gold der dünnen Einlegearbeiten

zwischen den Steinen glänzte hell. Schwarz, so hieß es, sollte auch die Klinge selbst sein, geschmiedet aus dem seltenen Nachtstahl des Inselreichs. Istrid machte sich nichts aus Waffen, aber diese hier war schön, sehr schön sogar, und sie hatte noch nie Nachtstahl gesehen. Kurzerhand griff sie mit der Linken nach ihr, mit der anderen nahm sie das Heft.

»Nicht.« Helgid hielt ihre Hand fest. »Es wäre nicht richtig.«

Istrid zögerte, dann legte sie die Waffe wieder zurück und schlug das Tuch darüber. Für die Vandraar waren Schwerter heilig, dieses ganz besonders. Sie durften nur in ernsthafter Absicht gezogen und mussten dann auch mit Blut benetzt werden. Baqqlabang zu ziehen, nur um ihre Neugier zu befriedigen, wäre respektlos. »Du hast recht. Danke.« Sie würde die Klinge ohnehin zu Gesicht bekommen.

»Ich habe dir schon eine Eskorte bereitstellen lassen«, sagte Helgid. »Und die Heilsgarde wartet auf dich.«

Istrid seufzte. »Ich nehme an, dann habe ich keinen Grund mehr, noch länger zu warten.«

Helgid gürtete ihr Baqqlabang um und drückte ihr einen Kuss auf die Lippen. »Nein. Aber einen, wieder zurückzukommen.«

Widerwillig verabschiedete sich Istrid von ihrer Frau, fuhr mit den drei Aufzügen Noggdrarsils nach unten und verließ den Kaiserpalast, umringt von ihrer Eskorte.

Unter einem stählernen Himmel wartete die Reichshauptstadt auf sie.

Es dauerte nicht lange, da hob sich ihre Laune ein wenig. Istrid liebte Salhall. Laut und quirlig, uralt und immer wieder neu, in Stein gehauen, aber stets in Wandlung. Und sie liebte es, in diesem pulsenden Leben unterwegs zu sein. Nie nahm sie eine Sänfte, wie andere es taten, um sich von der Stadt, ihren Geräuschen und Gerüchen abzuschirmen. Vom Sattel aus einzutauchen in das Treiben der Gassen war ein Genuss, der sie jedes Mal neu überraschte. Salhall hatte viele Beinamen – die Ewige, die Holde Stadt,

Herz des Reiches, Nabel der Welt, doch keinen fand sie passender als: Stadt der Städte. Er drückte alles aus, was Salhall für sie war und bedeutete.

Manchmal zog sie sogar verkleidet durch die Viertel und dann zu Fuß und mit nur zwei Leibwachen im Hintergrund; die Anonymität erlaubte ihr eine Teilhabe an der Menge, die sie anders nicht erfahren konnte. Für Istrid waren dies die glücklichsten Ausflüge in die Stadt. Straßen voller Leben und Lärm. Und sie eins mit ihnen. Frei.

Heute allerdings verbot sich eine solche Maskierung: Der Besuch bei der Heilsgarde konnte nur im Rahmen eines offiziellen Auftritts stattfinden. Fünfzig schwarz gekleidete Vandraar begleiteten sie, den goldenen Eschenlaubkranz auf der Brust. Wo ihr Trupp auftauchte, blieben die Leute stehen, winkten und beugten die Köpfe. Wer sie nicht erkannte, erfuhr durch die »Prinzessin!«-Rufe der anderen, welches Mitglied des Kaiserhofs da an ihnen vorbeizog. Es gab auch dunklere Töne. In den Chor glücklich-aufgeregter Stimmen mischten sich solche, die nach Rache für den Chimmgau verlangten oder »Tod den Falken!« skandierten. Der ferne Krieg im Westen war längst auch in die Köpfe und Herzen der Salhaller eingezogen.

Istrid ritt durch eine Stadt, die wie immer erfüllt war von Selbstvertrauen und Stolz, aber auch zum ersten Mal seit Langem von leiser Sorge und banger Ungewissheit.

Auch weil niemand sicher sagen konnte, was mit dem Kaiser war. Keiner der Salhaller wusste zwar, was im Reichsrat genau passiert war, aber inzwischen wusste jeder, *dass* etwas passiert war. Gerüchte sprangen durch die Gassen, und jeder bekam mit, dass sich viele Edle in ihren Sippentürmen verbarrikadiert hatten, auch sie unsicher. Oder mit dunkleren Absichten. Die Feinfühligere spürten, dass Aufruhr in der Luft lag. Mehr als einmal fühlte sich Istrid lauern gemustert, während sie an grau verwitterten Mauern mit hohen Schießscharten vorbeiritt. Sie blickte nicht nach oben.

Stattdessen gab sie sich alle Mühe, Zuversicht zu verbreiten, winkte lächelnd in die Menge und ließ sich von den Vandraar kleine Kinder reichen, um sie zu segnen. Als Tochter des Kaisers wohnte auch ihr etwas von dem Heil inne, das von ihm ausging, und es wurde von ihr erwartet, dass sie es teilte. Sie tat es ausgiebig, sie wusste, dass es unter diesen Umständen wichtiger war als sonst. Für die kurze Strecke zu ihrem Ziel brauchte sie zwei Stunden, in denen der Himmel zunehmend düsterer wurde. Sie schmeckte Sturm auf den Lippen.

Die Heilsgarde bemannte die drei Zwingfesten der Stadt. In der westlichsten, in Jöllnir, waren die vier Tausendschaften zusammengezogen worden, die in den Krieg aufbrachen. Die Torflügel der alten Festungsanlage standen weit offen, über ihnen hing der goldene Kranz auf Schwarz neben dem schwarz-gold-schwarzen Eschenbanner des Reiches herab. Ungeduldig riss der Wind an den Stoffbahnen.

Darunter wartete die Paagh auf sie.

Die Kommandantin der Heilsgarde war eine Frau, breit wie ein Bär und untersetzt, mit Oberarmen, die kräftiger waren als Istrids Waden. Sie musste die Fünffzig überschritten haben; ihr kupferrotes Haar wurde bereits pfeffrig-grau. Wie alle Soldaten der Heilsgarde hatte sie ihren Schädel bis auf einen faustdicken Streifen in der Mitte kahl geschoren, er lief in einem grob geflochtenen Pferdeschwanz aus. Unter dem linken Auge trug sie die Tätowierung, die ihr vor vielen Jahren, noch als Kind, beim Eintritt in die Leibwache des Kaisers gestochen worden war: vier kleine Krallen, die ihr die Wildheit und Kraft der Raubkatze ihrer Heimat schenken sollten. Paagh, die Ehrenbezeichnung für den Obersten der Heilsgarde, war Vishran für Tiger. Die derzeitige Trägerin dieses Titels hieß Marshana und hatte ihr Amt seit siebzehn Jahren inne. Ihr Vorgänger war während der Rebellion der Westframen gefallen, sie selbst mit einer strichdünnen Narbe davongekommen, die

schräg über Mund und rechte Wange lief. Die gefurchten Lippen hielten eine kurze, geradstielige Pfeife.

»Heil dir, Prinzessin«, grüßte sie Istrid nach einer Verbeugung und ohne die Pfeife aus dem Mund zu nehmen. Ihre Stimme hörte sich an, als käme sie aus einem Keller. »Willkommen in diesen Mauern.« Marshana sprach Vishran – den Vandraar war es verboten, Aard zu reden oder auch nur zu lernen.

»Heil auch dir, Paagh«, antwortete Istrid in derselben Sprache. »Es ist mir eine hohe Freude, die Heilgarde zu besuchen, mögen die Zeiten auch dunkel sein.« Sie wählte ihre Worte mit Bedacht und sprach langsam. Allen Mitgliedern der Kaiserfamilie wurde Vishran schon im Kindesalter beigebracht, aber Istrid war mit der Sprache nie warm geworden. Sie fühlte sich gehemmt, wann immer sie sie sprechen musste. Hätte sie die Wahl gehabt, hätte sie Arnim den Truppenbesuch überlassen. Ihr Neffe sprach Vishran wie eine zweite Muttersprache, aber als Kronprinz und Drost von Salhall war es seine Aufgabe, sich um das Aufgebot der Reichshauptstadt zu kümmern, das gerade ausgehoben wurde. Er hatte genug mit widerstrebenden Edlen zu tun, die ihre Haustruppen nicht hergeben wollten.

Sie suchte den Blick der Paagh. Blassgrüne Augen fanden ihre.

»Ich –«, fing Istrid an, als eine Bö über den Vorhof peitschte und ihr das Schultertuch herunterriss. Bevor der Wind es forttragen konnte, sprang die Paagh vor und hielt es fest.

»Dunkel *und* stürmisch, hervorragend«, antwortete Marshana, lachte keckernd und gab Istrid das Tuch zurück. »Wir werden weniger schwitzen, wenn wir kämpfen.« Sie nahm die Zügel. »Prinzessin, komm, alle sind bereits angetreten. Es ist ein großer Moment für uns.«

Istrid nickte. Die Vandraar waren eine Kriegerkultur, die in der Vollendung der Kampfkunst den höchsten Lebenszweck sah. Nach der Unterwerfung des Inselreichs hatten sich die salischen

Kaiser dies zunutze gemacht und mit der Heilsgarde eine Haustruppe geschaffen, die keinen Anteil an den inneren Machtkämpfen des Reiches besaß. Schnell waren die rothaarigen Soldaten bei Freund und Feind gleichermaßen gefürchtet gewesen. Spätestens aber mit dem Ende der Ewigen Einigung war mehr und mehr das ausgeblieben, was den Kern des Selbstverständnisses der Vandraar ausmachte: der Kampf auf dem Schlachtfeld. Die Rebellion der Westframen war ihre letzte Möglichkeit gewesen, sich zu beweisen. Für sie bedeutete der Einfall des Herzogtums, dass siebzehn Jahre des Wartens vorbei waren.

Istrid ließ die Paagh ihr Pferd durch den Tunnel des dicken Torturms führen. Sie verstand Marshana, konnte ihr Hochgefühl jedoch nicht teilen. Sie ging davon aus, dass ein Großteil der Männer und Frauen, die sie heute verabschiedete, nicht mehr zurückkommen würde. Die Vandraar mochten an Wiedergeburt glauben und daran, dass das Leben ein Ring war ohne Anfang oder Ende; für Istrid aber hatte der Gedanke an den sicheren Tod Tausender etwas zutiefst Bedrückendes. Der Ritt durch das Dunkel des Torturms zog sich, hohl hallte das Klappern der Hufe von den Wänden, und so hart kam die Ahnung unausweichlicher Düsternis auf sie nieder, dass ihr ein zittriger Seufzer über die Lippen schlüpfte. Die Paagh wandte den Kopf und sah sie kurz an, sagte aber nichts. Dann entkamen sie dem Tunnel und ritten in den äußeren Hof der Festungsanlage.

Dumpf begrüßte sie ein Paukenschlag, dann noch einer und noch einer.

Neunmal schlug die Pauke.

Der Himmel war noch dunkler geworden, und das Tageslicht beinahe ganz vertrieben, doch schwärzer noch als die Wolken standen die Vandraar in ihren Waffenröcken. Dreireihig und dicht geschlossen waren sie entlang der Außenwand des ringförmigen Hofes angetreten. Hunderte, Tausende. Marshana führte Istrids

Pferd linksherum, vorbei an ihren regungslosen Untergebenen. Jeder von ihnen hielt mit beiden Händen den Val, den überlangen Speer mit breiter, lindenblattförmiger Spitze. Bogen und Pfeile hingen über den Rücken, an der Seite führten sie Stoßdolch und Khanwa. Unter ihrem Waffenrock trugen die Vandraar Lamellenpanzer aus Eisenblech und Leder und dazu einen mützenartigen Helm mit Nackenschutz. So fremd wie vertraut, dachte Istrid, während sie die Reihen abritt. Waffen und Rüstungen der Vandraar glichen ihren salischen Gegenständen nur wenig, und doch war sie den Anblick tagtäglich gewohnt. Ihr Leibwächter Pranradhar folgte ihr auf Schritt und Tritt, und überall im Kaiserpalast standen dieselben stummen, schwarzen Gestalten wie hier im Hof.

Als sie einmal herum und wieder am Torturm angekommen waren, stieg Istrid ab. Die Paagh hielt ihr den Steigbügel. Istrid suchte wieder ihren Blick, die Paagh nickte, und nun zog sie Baqqlabang. Geräuschlos fuhr die nachstählerne Klinge aus der gefütterten Scheide. Sie war tatsächlich schwarz. Dünne goldene Linien flossen über die breiter werdende Schneide bis zur stumpfen Spitze. Sie kamen Istrid überraschend verspielt vor.

Was der Klinge jetzt noch fehlte, war Blut.

Istrid wechselte das Schwert in die Linke, dann fuhr sie mit dem Daumen der Rechten über die Klinge. Sie übte nur sanften Druck aus, aber er reichte, um die Haut ihrer Fingerkuppe aufspringen zu lassen. Ohne eine Miene zu verziehen, hob sie die Hand und zeichnete der vor ihr stehenden Paagh einen Kreis mit ihrem Blut auf die Stirn.

»*Khav nan djeree, lav nan devee.*« Laut und deutlich sprach sie dabei den Wahlspruch der Kriegerkaste aus, die nun seit mehr als einem halben Jahrtausend der Holden Krone diente: Stirb heute, lebe morgen.

Das ganze Wesen der Vandraar kam in diesen Worten zusammen, ihr Sinn und Streben geschmiedet in eine Formel, die Istrid

nicht einmal annähernd verstand, die aber trotzdem nicht ohne Wirkung auf sie blieb. Sie spürte, wie sie zitterte, und zog schnell die Hand zurück. Mit beiden Händen übergab sie der Paagh die Klinge, auf der ihr Blut kaum zu sehen war, und stieg aufs Pferd. Schwertgurt und Scheide behielt sie, als Zeichen dafür, dass die Waffe nur geliehen war. Sie würde sie erst wieder zurücknehmen, wenn die Heilgarde in den Frieden zurückkehrte.

Die Paagh nahm nun erstmals die Pfeife aus dem Mund. Sie hob die Schwerthand und reckte Baqqlabang in die Höhe. »*Khav nan djeree, lav nan devee!*«, rief sie lauthals in die Stille des Hofes.

Tausendfach wurde ihr geantwortet. Mit einem Ruck setzten sich die Vandraar in Bewegung. Reihe um Reihe, Glied um Glied marschierte die Heilgarde an Istrid und der Paagh vorbei, unter dem erhobenen Schwert hindurch.

Es dauerte lange, aber irgendwann waren auch die Letzten an ihnen vorüber und im Tunnel des Torturms verschwunden. Istrid saß im Sattel und blickte ihnen hinterher. Wieder war ihr nach weinen zumute. Der Schnitt in ihrem Daumen begann, dumpf zu pochen.

Aus dem Augenwinkel sah sie, wie die Paagh Baqqlabang herunternahm und in ihre eigene, leere Schwertscheide steckte. In all der Zeit, die der Auszug der Heilgarde gebraucht hatte, hatte ihr Arm nicht einmal gezittert. »Prinzessin«, hörte Istrid sie nun um die Pfeife herum sagen, die sie sich wieder in den Mund gesteckt hatte, »ich ahne, was du denkst.«

Istrid wandte den Kopf. »Ja?«

»Ja. Mach dir keine Sorgen. Nicht um uns. Wir Vandraar gewinnen immer – den Kampf oder ein neues Leben. Wir ziehen das Erste vor, in der Regel jedenfalls. Aber das Zweite ... Wir begrüßen es ohne Zögern.« Marshana nahm die Pfeife aus dem Mundwinkel und deutete mit dem Stiel auf ihre blasse Stirn, von der sich der verschmierte Kreis aus Istrids Blut leuchtend abhob.

»Denke immer daran, Prinzessin: Das Leben ist ein Ring. Es hat kein Ende.«

Istrid versuchte sich an einem Lächeln. »Ich bewundere deine Zuversicht – und deinen Glauben.« Das tat sie wirklich.

Auf dem Gesicht der Paagh erschien ein Grinsen. »Andererseits kommen wir Vandraar aus all dem hier einfach nicht raus. Schöner Schlamassel.« Sie steckte sich die Pfeife wieder zwischen die vernarbten Lippen.

Istrids Lächeln gewann an Breite, wurde aber hilfloser. »Wir ... sind sehr unterschiedlich, Paagh.«

Marshana musterte sie auf eine Weise, von der Istrid kurz überlegte, ob sie unangemessen war. Die Pfeife wanderte in den Mundwinkel. »Sind wir. Du hast deine Weise, ich habe meine. Aber wir beide wollen diesen Krieg gewinnen, oder?«

Langsam nickte Istrid. »Natürlich.«

»Dann sind alle Unterschiede egal. Und lass dir eines sagen: Ich werde diesen Krieg auch gewinnen, für dich. Weil ich muss. Alles andere würde ich mir nämlich in meinem nächsten Leben nicht verzeihen, und ich kann ziemlich unangenehm sein, wenn ich nachtragend bin.« Sie keckerte.

Zu ihrer eigenen Überraschung spürte Istrid leise Amüsiertheit – und Scham. Sie mochte diese selbstbewusste, trockene Frau, stellte sie fest. Marshana war vollkommen anders als Pranradhar, der stets still und beinahe unsichtbar blieb, so wie die anderen Vandraar auch, mit denen sie in Berührung kam. Nur ging ihr gerade auf, dass diese Art Teil seines Diensts war, nicht das Wesen seines Volks. Dass sie das eine gedankenlos mit dem anderen gleichgesetzt hatte, war nicht nur oberflächlich, sondern geradezu kleingeistig. Schuld bewusst nahm sie sich vor, in Zukunft weniger ignorant zu sein. Sie erwiderte Marshanas Blick; ihr Lächeln verlor die Hilflosigkeit. Zum ersten Mal seit Betreten der Zwingfeste, vielleicht schon sehr viel länger, spürte sie leise Zuversicht.

Einer Eingebung folgend, streckte sie Marshana die Hand entgegen, über alle Standesgrenzen und Welten hinweg, die sie trennen mochten. »Dann lass mich dir auf meine Weise für deinen Entschluss danken.«

Verblüfft nahm die Paagh die Hand und schüttelte sie, unbeholfen, weil die Vandraar diesen Brauch nicht pflegten, aber kräftig. »Komm, Prinzessin«, sagte sie, »ich führe dich noch hinaus.«

Wieder nahm die Paagh die Zügel von Istrids Pferd und führte es durch den Tunnel zurück zum Tor. Unter seinem Bogen machte sie Halt. Einem langen schwarzen Band gleich zogen sich die vier Tausendschaften der Vandraar die Ausfallstraße hinunter nach Westen Richtung Framheimer Tor. Wegen des aufziehenden Sturms wohnten nur wenige Salhaller ihrem Auszug bei. Der Platz vor der Feste war bereits so gut wie verlassen, und wie Laub, das der Wind auseinandertrieb, huschten die Schaulustigen zurück in die Straßen und Gassen, die Kleider fest an sich gedrückt, Kopf und Oberkörper trotzig nach vorne gebeugt. Gedankenverloren sah Istrid ihnen nach, dann hob sich ihr Blick und glitt über die Sippentürme der Hauptstadt, die sich schwach gegen den dunklen Himmel abzeichneten.

»Paagh«, sagte sie, »die viertausend Helme ... können wir sie noch einmal zurückrufen?«

Die Pfeife im Mundwinkel schoss erstaunt in die Höhe. »Zurückrufen?«

Istrid nickte langsam.

»Sicher, Prinzessin.« Ein forschendes Augenpaar ruhte auf ihr. »Willst du mir sagen, was du vorhast?«

Istrid erwiderte den Blick. »Die Heilsgarde ... sie ist die Leibwache des Kaisers.«

»Das ist sie, Prinzessin. Sie schützt ihn mit Schwert und Blut.«

Istrid sah wieder hinüber zu den Sippentürmen. »Dann lass sie ihn mit Schwert und Blut dort beschützen, wo er gerade am schlimmsten bedroht ist: hier. In Salhall.«

gehabt, wie qualvoll der Tod an ihnen tatsächlich sein musste. Natürlich hatte sie gewusst, dass diese Form der Bestrafung grausam war: An einem Pfahl angenagelt zu werden, bis man vor Entkräftung und Atemnot schließlich starb, war nicht mit dem schnellen Tod durch den Strick oder das Schwert zu vergleichen. Vor der Schlacht im Tannhausner Tor war sie mit den Ohren Zeuge einer Doppelhinrichtung am Pfahl geworden, aber auch sie hatte Atlis nicht auf den Wald aus Pfählen vorbereiten können. Erst unter den vielen Hundert Geschundenen war ihr die ganze Brutalität dieses Sterbens aufgegangen. Nie würde sie die ausgestreckten, wehrlosen Körper vergessen, die sich an den Nägeln in ihrem Fleisch steif gelitten hatten, nie die gequälten Gesichter, von denen noch im Dämmerlicht die Stunden der Agonie abzulesen waren. Atlis hatte gesucht, bis sie nichts mehr hatte sehen können, dann war sie diesen Ort geflohen. Die Nacht hatte sie in den Iffensteinen verbracht, unfähig, Schlaf zu finden. Am nächsten Morgen hatte sie noch einmal in den Wald der Pfähle zurückgehen wollen, es aber nicht mehr getan. Zu gefährlich, hatte sie sich selbst gesagt, weil der Feind nahe sein musste. Aber sie wusste, dass das nur die halbe Wahrheit war. Sie hätte es nicht ertragen. Die gekrümmten Finger, die sich in die Luft krallten, der Gestank des Todeskampfes, all das Leid – es wäre einfach zu viel gewesen. Und für was? Selbst wenn sie Wate nicht unter den Toten gefunden hätte, wäre das noch immer kein Beweis dafür gewesen, dass er noch am Leben war. Die Pfähle führten die Reichstraße entlang hoch ins Tor, mit Sicherheit bis zum Schlachtfeld am anderen Ende. Vielleicht hing Wate an einem von diesen, vielleicht lag Wate erschlagen unter den vielen Tausend anderen am nördlichen Eingang. Selbst wenn sie die Kraft dazu gehabt hätte, sie konnte nicht zurück, das wäre eine selbstmörderische Dummheit, eine, vor der Wate sie notfalls mit ein paar Ohrfeigen abgehalten hätte.

Wate.

Atlis' Augen füllten sich mit Tränen. Ja, sie hatte keinen Beweis, dass er tot war, aber sie hatte auch keinen, dass er noch lebte. Für sie grenzte es an ein Wunder, dass überhaupt irgendjemand diesem Gemetzel hatte entkommen können. Aus irgendeinem Grund gehörte sie zu diesen Glücklichen, aber würde sie so glücklich sein und Wate noch einmal wiedersehen, lebend? So viele ihrer Güte hatte sie fallen sehen, und noch viel mehr mussten umgekommen sein, wie konnte sie da hoffen, dass Wate nichts passiert wäre? Und wollten ihr die Träume nicht vielleicht genau die Sinnlosigkeit dieser Hoffnung vorführen? Sie vom Tod Wates in Kenntnis setzen, auch wenn sie seinen Leichnam nie finden würde? Warum sonst sollte sie ihn jede Nacht vor Augen geführt bekommen, hundertfach?

Sie wischte sich die Tränen ab und stand auf. Schlaf würde sie keinen mehr finden, und auch wenn die Nacht hell war, bot sie ihr mehr Sicherheit als der Tag. Sie gürtete sich ihr Schwert um und trat aus dem Baumschatten heraus ins Mondlicht. Waffenrock und Umhang hatte sie am Fuß der Iffensteine zurückgelassen und nur ihre Gütigen-Fibel behalten. Es war ihr wie ein Verrat vorgekommen, aber es gab keine andere Wahl. Kettenhemd und Klinge würden sie zwar auch so zweifelsfrei als Versprengte zu erkennen geben, aber zumindest von Weitem konnte sie ohne die weiß-rote Gewandung als Bäuerin oder Ähnliches durchgehen.

Sie ging querfeldein; Siedlungen mied sie. Im Unteren Chimmgau waren Dörfer und Städte zum Feind übergelaufen und hatten sich gegen ihre alten Herren erhoben, selbst dort, wo die Scharen des Herzogtums nie aufgetaucht waren. Dasselbe konnte auch im Oberen Chimmgau passieren. Sie musste vorsichtig sein.

Ihren Hunger hatte Atlis in den vergangenen Tagen vor allem mit Erdbeeren gestillt, die hier überall auf den Wiesen und zwischen den Bäumen wuchsen. Ihr knurrte der Magen, und bald

würde sie es riskieren müssen, irgendwo Brot zu kaufen. Nicht in einem Dorf, aber von einem der vereinzelt Höfe, die immer wieder zwischen den Feldern und Weiden lagen. Dank der Münzen, die sie noch von der toten Leutprande hatte, würde sie zumindest nicht stehlen müssen. Nur wenn es irgend ginge, wollte sie damit warten, bis sie auf der anderen Seite der Elne war. Ginge alles gut, wäre das noch heute der Fall. Für den dafür notwendigen Schwenk nach Süden war sie jetzt weit genug nach Westen gewandert, Richtung Schwarzstann und damit entgegengesetzt der wahrscheinlichen Stoßrichtung des Herzogtums. Entweder würde es sich ostwärts wenden, nach Klevs, um diese Flanke zu sichern, oder bei Tannhausen über die Elne setzen und auf der Reichsstraße nach Mattheim ziehen. Mattheim war auch Atlis' Ziel. Dort würde der Kampf weitergehen. Dort würde sich das nächste Aufgebot sammeln, die Gnaden der Gauwehr, die nicht im Tor aufmarschiert waren, und die Truppen, die die Edlen des Chimmgau jetzt ausheben würden. Mattheim lag an der Kreuzung der Reichsstraße, die dort nach Südwest wie -ost führte. Wenn das Herzogtum auch den oberen Chimmgau erobern wollte, musste es Mattheim nehmen. Die Stadt aber war schwer befestigt und vor allem fest in salischer Hand. Es stand nicht zu erwarten, dass sie freiwillig das Falkenbanner hissen würde.

Die Nacht verlor ihren silbrigen-blauen Schimmer, als sie sich langsam in den Morgen wandelte; blassrosa zog die Dämmerung herauf. Es wurde schnell heller, und Atlis mied nun auch offene Wiesen und Felder. Stattdessen nahm sie Umwege in Kauf, um möglichst oft durch eines der vielen lichten Wäldchen oder zumindest entlang von Baumgruppen gehen zu können. Wo sie Bauern oder Rinderhirten sah, die auf die Felder und Weiden zur Arbeit gingen, suchte sie sich einen neuen Weg. Sie kam deshalb nur langsam voran, aber so war es ihr lieber. Und schließlich, es war inzwischen trotz flattriger Brise warm geworden und kurz nach Mittag,

sah sie vor sich die Elne, einen langsam Richtung Schwarztaun fließenden, grünblauen Fluss, der auf beachtliche Breite angeschwollen war vom Schmelzwasser der Iffensteine. Atlis konnte etwas schwimmen, ein bisschen Wassertreten und sich vorwärtsstoßen, doch für die Überquerung eines solchen Stroms reichte es nicht. Sie musste einen anderen Weg über die Elne finden, ein Boot stehlen oder sich hinüberfahren lassen. Siedlungen sah sie keine, aber früher oder später würde sie entlang des Ufers Menschen finden, die sie übersetzen konnten. Die Frage war nur, ob sie es auch würden.

Von plötzlicher Furcht erfüllt, so kurz vor ihrem Ziel doch noch vom Feind aufgespürt zu werden, sah Atlis sich um. Halb erwartete sie, weiß berockte Häscher in der Landschaft hinter sich zu erblicken, aber der Hang, über dem sie sich dem Fluss genähert hatte, war leer. Nur über ihr, hoch am Himmel, kreiste ein Falke gleitend im Wind. Atlis wandte sich ab.

Etwa zwei weitere Stunden folgte sie den Flussauen nach Westen, über feuchte Wiesen, Schilfinseln und durch kleine Bächlein. Dann entdeckte sie ein paar Höfe vor sich in den Uferniederungen. Rinder standen unweit der Häuser im nass glänzenden Gras, aus dem nahen Auwald hallten Axtschläge. Von zweien nah am Ufer gebauten Gebäuden führten Stege hinaus auf den Fluss. An jedem von ihnen war ein Boot vertäut. Atlis atmete tief durch und ging auf den Weiler zu.

Am nächstgelegenen Haus wurde gearbeitet. Drei Männer und eine Frau waren damit beschäftigt, das mit Grassoden bepflanzte Dach auszubessern. Vor der Scheune daneben hantierte ein kaum dem Knabenalter entwachsener Junge mit einer Forke an einem Misthaufen. Erleichtert nahm Atlis zur Kenntnis, dass die Höfe nach salischer Weise errichtet waren, mit Dächern, die bis zum Boden reichten, und dass die Bauern mit Ausnahme der Frau alle schwarzes Haar besaßen. Trotzdem blieb sie angespannt und unsicher stehen. Jetzt galt es. Sie rief den Jungen von Weitem an, das

erste Mal zu leise, beim zweiten Mal, als sie mehr Mut gefasst hatte, laut genug, dass er aufsaß und in ihre Richtung blickte. Einen Moment lang blieb er stehen, dann lief er zur Leiter, die am Haus lehnte, und rief hinauf. Die Arbeiter auf dem Dach hoben den Blick und folgten dem hektischen Deuten des Jungen. Als sie Atlis sahen, eilten sie die Leiter herunter. Einer nahm dem Jungen die Mistgabel ab, die anderen griffen zu den Hiebmessern, die in ihren Gürteln steckten. Zögerlich gingen sie auf Atlis zu.

»Heil euch.« Mit Bedacht wählte Atlis diesen eindeutig salischen Gruß und hob die Hand.

Die Gruppe blieb stehen. Der Älteste von ihnen, dem Aussehen nach der Vater des Jungen und der beiden anderen jüngeren Männer, ließ sein Messer leicht sinken. »Wer bist du?«, fragte er misstrauisch und ohne den Gruß zu erwidern.

»Ich bin Atlis, Gütige der Gauwehr. Ich bin eine Freundin.« Mit langsamer Bewegung holte sie ihre Fibel hervor und zeigte sie den Bauern in der offenen Hand.

Sie entspannten sich merklich. Die Messer verschwanden wieder in ihren Scheiden.

»Dann bist du uns willkommen, Atlis«, sagte der Alte. »Bist du hungrig? Hast du Durst? Sei unser Gast. Ich bin Engus, das sind meine Söhne Edegar, Endwald und Ingomer und meine Schwiebertochter Myrun.« Er blickte an ihr vorbei die Flusssauen hinauf. »Bist du die Einzige?«

Sie wussten also Bescheid. Noch einmal flackerte Misstrauen auf, aber sie schüttelte es ab. Es gab jetzt kein Zurück mehr. »Ja, ich bin die Einzige, und ich danke dir, Engus, für deine Gastfreundschaft. Es stimmt, ich bin hungrig und durstig, aber noch mehr bin ich in Eile. Ich muss über den Fluss.«

»Natürlich.« Der Bauer nickte. »Den anderen nach.«

»Den anderen?«, fragte sie überrascht. »Vor mir waren schon welche hier? Wann? Wie viele?«

»Gestern. Sieben oder acht. Acht waren es, glaube ich. Alles Gauwehr.« Engus sah zu seinen Söhnen, die seine Antwort nickend bestätigten. »Wir haben sie übersetzt.«

Gauwehr, gestern erst! Atlis spürte ihr Herz klopfen. Dass sie über die Elne gewollt hatten, hieß, dass es keine Fahnenflüchtigen waren, die wären nach Norden über die Iffensteine gegangen. Und wenn sie sich beeilte, konnte sie sie womöglich noch einholen.

Engus musste erraten haben, was in ihr vorging. »Ingomer«, sagte er und wandte sich an seinen jüngsten Sohn, »lauf und mach den Kahn fertig. Und du, Endwald, holst Bier und Brot und packst alles ein. Und Fisch. Wir bringen die Gütige Atlis über den Fluss, los, los!« An Atlis gewandt sagte er: »Geh mit Ingomer zum Wasser, ich komme nach.«

Sie ging dem Bauernsohn nach auf den Steg und half ihm dort, einen kleinen, flachen Prahm loszumachen. Ingomer sprang hinein, griff zu einem der langen Ruder und hielt damit das Boot an seinem Platz. Atlis folgte ihm.

»Warst du im Tannhausner Tor?«, fragte er sie, nachdem er sie erst scheu gemustert hatte.

»Ja.« Sie nickte.

»Wie ... wie war es?«

Schlimm, wollte sie sagen, entsetzlich. So sehr, dass es sie immer noch ängstigte. Allein der Gedanke an die Panzerreiter, wie sie plötzlich in ihrem Rücken erschienen waren, reichte noch immer aus, um ihr die Angst in den Bauch fahren zu lassen. Aber dann sah sie in Ingomers aufgeregtes Kindergesicht und begriff, dass er jede halbwegs ehrliche Antwort nicht verstehen würde. Seine Vorstellungen von Krieg und Kampf waren gänzlich andere als ihre Erfahrungen. Er kannte nur die Sagas, ein Bauernjunge von vielleicht dreizehn Sommern, mit all ihren Helden, dem Ruhm und dem Seidenglanz der Fahnen. Und was hätte er auch sonst kennen können? Bis vor Kurzem hatte sie ja selbst noch

ganz ähnliche Vorstellungen gehegt. Sie mühte sich zu einem müden Lächeln. »Wir haben verloren.«

Es war eine Antwort, die jede weitere Frage hätte unterbinden sollen, aber Ingomer ließ sich nicht entmutigen. »Ja, ich weiß. Aber hast du gekämpft? Und Falken getötet?«

»Ja. Ja, ich habe gekämpft, und ja, ich habe auch Falken getötet.« Wie merkwürdig diese Worte in ihren Ohren klangen, dachte Atlis. So unzureichend für das, was sie tatsächlich getan und erlebt hatte. Als würde sie versuchen, den Geschmack einer Speise mit dem Wortschatz eines Fünfjährigen zu beschreiben. Erst danach fiel ihr auf, dass es nicht einmal stimmte, was sie gesagt hatte: Sie hatte keine »Falken« getötet, keinen einzigen. Der Panzerreiter auf dem Hang war gestürzt, und ansonsten hatte sie keinem Feind direkt gegenübergestanden. Die Einzigen, gegen die sie die Waffe erhoben hatte, waren Landsleute von ihr gewesen. Fahnenflüchtige Mörder. Und nicht einmal die hatte sie getötet.

»Wie viele?«, fragte Ingomer mit großen Augen.

»Ich weiß es nicht.«

»Dann müssen es viele gewesen sein«, erwiderte Ingomer begeistert.

Sie zuckte unbestimmt mit den Schultern.

»Wieso haben wir dann verloren?«

Bevor Atlis sich eine Antwort zurechtlegen konnte, die Ingomer verstanden hätte, tauchte Engus wieder auf, an der Hand führte er ein Pferd. »Ingomer«, rief er, »bring den Kahn ran!« Sein Sohn gehorchte und stakte mit dem Ruder geübt ans Ufer. Behutsam führte Engus das Pferd aufs Boot und band es dort fest. »Das ist für dich, Gütige, damit du die anderen noch erreichst.«

Überrascht wollte Atlis ablehnen, das Pferd war viel zu wertvoll für die Bauern, als dass sie dieses Geschenk hätte annehmen können, doch Engus wehrte ab. »Keine Widerrede. Für die acht hatte ich nicht genug, sie haben nur Essen von uns bekommen. Aber du

bist allein. Es ist alt und langsam, aber es wird dir gute Dienste leisten.«

»Ich habe Geld, nicht viel, aber etwas zumindest. Bitte lass mich dir das Pferd zumindest anteilig bezahlen.«

Er musterte sie. »Nein. Ich will kein Geld von dir. Du siehst aus, als hättest du mit anderem, wertvollerem bezahlt. Ich bestehe darauf.«

Atlis sah ein, dass jede weitere Diskussion Engus wahrscheinlich beleidigt hätte. Sie nickte. »Du beschämst mich, Engus. Ich danke dir.«

Der Bauer machte eine wegwerfende Geste. »Es ist Krieg«, sagte er nur, als würde diese Antwort reichen. Atlis stellte fest, dass sie es tat.

»Da kommt Endwald mit dem Essen, es wird Zeit. He, Endwald, beeil dich, mein Junge! Und dann schnapp dir das andere Ruder, wir müssen rüber.«

Engus' Sohn kam mit einem Beutel in der Hand herbeigerannt und sprang in den Kahn. Er griff zum zweiten Ruder und bugsierte zusammen mit seinem Bruder das Boot vom Ufer weg und hinaus auf den Fluss. Engus hängte den Beutel an den Sattel. Dann ging er nach vorne zu Atlis, die sich hingesezt hatte, und ließ sich neben ihr nieder. Er ließ den Blick über die Elne schweifen, sah kurz zurück zu seinen beiden Söhnen, die sie durch den Strom navigierten, und dann wieder hinaus auf den Fluss. »Stimmen die Geschichten?«, fragte er unvermittelt, aber mit gesenkter Stimme.

Atlis wusste sofort, welche er meinte. Geschichten von Mord und Menschenjagd, von braunhaarigen Chimren, die schwarzhaarige Salen umbrachten, von Bluttat um Bluttat. »Ja. Ja, nach allem, was ich weiß, stimmen die Geschichten.« Auch sie sprach leise.

Engus nickte nur. Sein Gesicht war düster.

»Engus, ihr müsst hier weg. Ihr seid hier nicht sicher. Pakt eure Sachen und kommt mit. Wenn sie hier vorbeikommen ...«

»Warum tun sie das?«, fragte der Bauer statt einer Antwort.
»Warum sollten sie das tun? Das hat doch keinen Sinn.«

»Nein, hat es nicht. Aber das ändert nichts. Und das macht es nicht weniger wahr.«

»Kannst du es bezeugen? Ich meine, hast du es selbst gesehen? Dass sie alle Salen umbringen?«

Sie schüttelte den Kopf. »Nein. Aber ich habe Berichte gehört. Zu viele, um sie abzutun. Und ich habe gesehen, was sie mit den Chimren gemacht haben, die auf unserer Seite gekämpft haben.«

Engus' Blick wanderte zu ihren Haaren. »Was?«, fragte er dann.

»Sie haben sie an Pfähle genagelt. Zu Hunderten.« Daumendicke Nägel in Füßen und Unterarmen, verkrampte Finger, aufgerissene Münder. Tote Augen. In Atlis' Kopf blitzten die Bilder wieder auf. Sie atmete schwer. »Haben die anderen davon nicht erzählt?«

Er schüttelte den Kopf und suchte nach einer Antwort. »Das waren Kämpfer«, sagte er schließlich, aber es klang nicht gänzlich überzeugt. »Wir sind nur Bauern.«

»Das ändert nichts. Nicht für sie.«

Daraufhin schwieg Engus. Atlis sah zu, wie die andere Uferseite näherkam.

»Ich habe sie gesehen«, ergriff der Bauer plötzlich wieder das Wort. »Die Falken.«

Erstaunt sah Atlis ihn an. »Wo? Hier? Sie waren hier?«

Er nickte und deutete nach Westen auf den Fluss hinaus. »Sie kamen die Elne hoch. Auf Schiffen, vielen Schiffen.«

Atlis setzte sich auf. Das war die Lösung! So waren sie in ihren Rücken gekommen! Aber sofort kamen ihr Zweifel: Mehrere Tausend Panzerreiter den Fluss hinaufzurudern, war ein mühseliges, äußerst langsames Unterfangen. Niemals wäre das unbemerkt geblieben. Man hätte sie die ganze Elne hinauf bekämpft, und was übrig geblieben wäre, beim Anlanden vernichtet. Doch Engus nickte abermals.

»Ich weiß, was du sagen willst, aber es stimmt. Sie kamen gesegelt. Und der Wind ... das war kein natürlicher Wind. Er kam aus dem Westen. Er kommt sonst nie aus Westen. Ich habe noch nie so schnelle Schiffe gesehen. Der ganze Fluss hat geschäumt, und überall hat es an den Bäumen gerissen. Du kannst es noch immer sehen.« Er deutete auf das vor ihnen liegende Ufer.

Atlis folgte seinem Finger, und jetzt, da sie darauf aufmerksam gemacht worden war, sah auch sie es: Den ganzen Fluss entlang lagen abgebrochene Äste und Zweige am Ufer oder trieben im Wasser, festgehalten vom Schilf oder herabhängendem Laubwerk. Das Ufer sah aus, als wäre ein Orkan darüber hinweggegangen. Sie wandte sich um und sah ans andere Ufer. Dasselbe Bild.

»Es war mittags, als sie vorbeikamen, wir alle haben sie gesehen. Der Wind kam ganz plötzlich und verschwand wieder mit ihnen. Er hat Grassoden von unserem Dach gerissen und von dem unserer Nachbarn. Von den Häusern weiter weg vom Ufer nicht. Verstehst du? Er war nicht natürlich. Er wehte nur über dem Fluss, nicht über dem Land. Als wäre er nur für die Schiffe da gewesen.«

Atlis wusste nicht, was sie dazu sagen sollte. Sie erinnerte sich an das heftige Unwetter, das über sie in den Iffensteinen hereingebrochen war, und daran, wie gespenstisch es gewesen war. »Nicht natürlich«, hatte Engus gesagt ... Sie spürte, wie sie Gänsehaut bekam. Aber das war nach der Schlacht gewesen, und das, wovon Engus ihr erzählte, vor ihr. Sollte das eine mit dem anderen zu tun haben?

Konnte es denn nicht?

»Seitdem ist der Wind merkwürdig.« Engus sprach weiter, beinahe zu sich selbst. »Er kommt und geht und weht aus allen Richtungen, mal so, mal so.« Er suchte ihren Blick. »Ich bin nicht abergläubisch. Aber wir opfern jetzt nicht mehr nur am Wasser- und Erdtag. Es ist der Wind, der uns jetzt Sorgen macht.«

Stumm nickte Atlis und beobachtete besorgt, wie der Wind in

den Baumkronen am gegenüberliegenden Ufer spielte. Die Konsequenz aus dem, was Engus ihr erzählte, war zu ungeheuerlich, um sie tatsächlich zu glauben, und doch ... Sie hatte das Gewitter selbst erlebt, sie sah die Sturmschäden am Ufer, und dass Engus' Familie ihr Dach neu deckte. Was ging hier vor?

»Kommt mit«, sagte sie schließlich noch einmal, weil sie keine bessere Erwiderung wusste. »Kommt mit. Ihr seid hier nicht sicher.« Sie merkte erst beim Sprechen der Worte, dass sie mit ihnen nicht nur den Feind meinte.

Engus machte eine vage Geste Richtung Ufer, das nun schon ganz nah war. »Wo sollten wir denn hin? Wir haben nur unseren Hof. Und wenn wir gehen würden, wo wären wir sicher? Nein, Gütige, wir bleiben und beten, dass der Sturm an uns vorüberzieht.«

»Ich weiß nicht, wohin. Weg. Fort von hier«. Sie sah in sein Gesicht und gab auf. »Du bist dir sicher.«

»Das bin ich. Wir bleiben.«

Wenige Ruderschläge seiner Söhne später waren sie am Ufer. Nachdem sie Pferd und Atlas abgesetzt hatten, verabschiedeten sich die drei von ihr.

Ergriffen schüttelte Atlas ihnen die Hände. »Mögen euch Mutter, Vater, Sohn und Tochter beschützen. Und die Elemente«, rief sie ihnen übers Wasser hinterher, als sie bereits wieder abgelegt hatten. Engus nahm die Hände an den Mund und rief ihr eine Antwort entgegen, aber ein plötzlich aufkommender Windstoß zerriss seine Worte und trug sie mit sich fort. Unwillkürlich schlug Atlas das Zeichen der Luft. Sie sah ihnen nach, bis sie am anderen Ufer angekommen waren, und stieg dann auf. Schnell ließ sie die Elne hinter sich.

Vom Fluss kommend, ritt sie in einem weiten Bogen nach Südosten, Richtung Mattheim. Sie nutzte jetzt die Feldwege und Landstraßen und versteckte sich nicht mehr. Natürlich gab es

auch auf dieser Flussseite die Möglichkeit, dass sich chimrische Untertanen der Krone erhoben hatten. Aber solange Atlis keine Rauchsäulen im Land sah, war ihr Schnelligkeit nun wichtiger als Behutsamkeit; sie wollte unbedingt die Versprengten vor ihr und damit wieder Anschluss finden. Auch deren Ziel würde Mattheim sein, und sie mussten es vor dem Feind erreichen. Die Chancen standen gut: Die Schlacht im Tannhausner Tor hatte auch dem Feind große Verluste bereitet. Jetzt, da er sich den kritischen Zugang zum Oberen Chimmgau gesichert hatte, sprach viel dafür, dass er sich eine Ruhepause gönnen und vor dem nächsten Vorstoß seine Reihen auffüllen würde.

So sehr beeilte sich Atlis, dass sie es gegen Abend sogar wagte, in einem Dorf einzukehren. Vorsichtig zwar und bereit, beim ersten Anzeichen von Feindseligkeit zu fliehen, aber nachdem sie sich als Soldatin der Gauwehr zu erkennen gegeben hatte, wurde sie freundlich aufgenommen. Andere Soldaten waren nicht durch die Ortschaft gekommen, wahrscheinlich hatten die Gesuchten einen anderen Weg genommen, aber Atlis bekam eine Bettstatt bei einer chimrischen Bauernfamilie angeboten, deren eine Tochter ebenfalls bei der Gauwehr diente. Zum allgemein großen Bedauern kannte Atlis sie nicht, konnte nicht einmal sagen, ob auch sie im Tannhausner Tor gekämpft hatte. Die Bauersleute wussten bereits, dass die Schlacht verloren war, und machten sich große Sorgen. Atlis sah die Verzweiflung und Angst in den Gesichtern, als sie den Fragen nachgab und ihre Erlebnisse schilderte. Sie verschwieg den Wald aus Pfählen, weil es keinen Sinn hatte, den Kummer der Familie noch zu vergrößern. Stattdessen sprach sie den Eltern Mut zu: Es gab Überlebende, und wenn die Götter es gewollt hatten, so war auch ihre Tochter darunter. Schließlich versiegten die Fragen, was Atlis nutzte, um sich zurückzuziehen. Zum ersten Mal seit Wochen schlief sie in einem Bett.

Über dem Kopfende hing ein Wächterauge, das ihren Schlaf

beschützen sollte, aber die Träume fanden sie trotzdem. Als sie schreiend erwachte, kam ihre Gastfamilie zu ihrer Schlafkoje geeilt, verstört und aufgeschreckt. Sie konnte sie beruhigen und schickte sie wieder in ihre Betten, stand aber selbst auf, ging in den Stall und sattelte ihr Pferd. Draußen zwitscherten Hausrotschwänze bereits ihr gepresstes *jirr-tititi*; in spätestens einer Stunde also würde die Sonne aufgehen. Länger, sagte sich Atlis, es hatte länger gedauert, bis der Alp sie eingeholt hatte. Sie nahm das als gutes Zeichen und ritt davon.

Auf die Soldaten der Gauwehr stieß sie am nächsten Tag.

Gegen Mittag erreichte sie an der Kreuzung zweier Feldwege eine Schenke, vor der die Versprengten an einem Tisch saßen. Die weiß-roten Umhänge leuchteten Atlis schon von Weitem entgegen. Bei ihrem Anblick hüpfte ihr das Herz. Bis jetzt hatte sie ihrem Pferd, einer alten Mähre, keine schnelle Gangart abverlangt, aber nun gab sie ihm die Stiefelhacken und galoppierte los. Als die Soldaten ihrer gewahr wurden, sprangen sie von den Plätzen und zogen die Waffen, abwartend und misstrauisch. Drei von ihnen trugen schmutzige Verbände, einer vierten klebte noch geronnenes Blut in den Haaren.

»Heil euch«, rief sie ihnen entgegen und zügelte ihr Pferd auf der Kreuzung, »ich bin eine Waffenschwester.«

»Du bist eine Chimre«, bellte ihr der vorderste Soldat entgegen. An seiner Schulter glänzte die Fibel eines Gütigen. Erst jetzt fiel Atlis auf, dass sie alle schwarze Haare hatten. Mit einem Mal ging ihr auf, dass die Trennlinie zwischen Freund und Feind auch von der eigenen Seite nach den simplen, falschen Kriterien gezogen werden mochte. Und sie hatte nicht einmal mehr ihren Waffenrock. Sie schalt sich selbst, daran noch nicht gedacht zu haben, und suchte nach einer Möglichkeit, die Situation nicht eskalieren zu lassen. »Ich heiße Atlis«, sagte sie mit betont ruhiger Stimme, »ich habe denselben Rang inne wie du. Hier, meine

Fibel.« Wie schon gestern zog sie das Abzeichen aus ihrer Hosentasche und zeigte es vor.

Der Trupp war nicht überzeugt. Argwöhnisch kamen sie ein paar Schritte vor und beäugten die Fibel in ihrer Hand.

»Warum trägst du sie dann nicht?«, fragte sie der Gütige. »Und wo ist dein Rock?«

»Ich habe ihn abgelegt, so wie meinen Umhang auch. Ich bin allein aus dem Tannhausner Tor gekommen, nicht wie ihr als Gruppe. Ich wollte nicht auffallen. Und am Kettenhemd kann ich die Fibel nicht befestigen. Glaubt mir, ich bin eine von euch. Ich will nach Mattheim, und ich denke, ihr wollt das auch.«

Unentschlossen musterte sie der Gütige. »Du könntest ebenso gut eine Falkin sein, die zum Spähen ausgesandt wurde und sich nur als eine von uns ausgibt.«

»Aber würde ich dann nicht mit einem Waffenrock besser fahren und hätte mir einen besorgt? Es ist kein Mangel an ihnen im Tor.« Weil Atlis sah, dass ihr Gegenüber noch immer schwankte, beeilte sie sich nachzusetzen. »Ich bin gestern durch einen Weiler gekommen, ihr habt dort auch über die Elne gesetzt. Einer der Bauern, Engus, hat mir von euch berichtet. Ich will mich euch anschließen. Von ihm habe ich auch das Pferd, um euch einzuholen. Ich habe euch gesucht.«

»Das hättest du ihm auch stehlen können. Und dass er von uns erzählt hat, ist auch kein Beweis für deine Geschichte. Vielleicht hast du ihn gefoltert, um all das zu erfahren.«

»Götter!«, entfuhr es ihr gereizt. »Glaubst du wirklich, dass eine herzogliche Kundschafterin nichts Besseres zu tun hat, als acht versprengte Kaiserliche zu suchen? Denk noch mal!« Atlis wusste, dass es nicht das Schlaueste war, ihr Gegenüber zu reizen, und sie sah es zornig in seinen Augen aufblitzen, aber ihre Geduld war zu Ende. Sie hatte sich gefreut, auf Waffenbrüder und -schwestern zu

treffen, und dann begegneten sie ihr mit kaum verhohlener Feindschaft. Doch bevor der Gütige zu einer Antwort ansetzen konnte, schob sich einer seiner Leute nach vorne. »Wie heißen die Komturmeister von Ternram, Obertern, Grabarz und Snaddhamn?«

Seine Gefährten sahen ihn verwundert an, aber allen leuchtete die Frage ein. Gespannt richteten sich ihre Blicke auf sie.

»Balderic und Malagunda, und in Grabarz gibt es keinen Komturmeister, weil dort Großmeisterin Sietlind residiert. Snaddhamn ist keine Komturei, sondern nur Sitz des Komturmeisters von Snaddlain. Und der heißt Feuderic. Glaubt ihr mir jetzt, oder soll ich die anderen Komtureien auch noch durchgehen?«

Die Männer und Frauen vor ihr nickten langsam, selbst der Gütige schien nun endlich überzeugt. Alle senkten die Waffen oder steckten sie weg. Eine der Soldatinnen, sie hatte Atlis die ganze Zeit prüfend angesehen, trat einen Schritt nach vorne. »Wie war noch mal dein Name?«, fragte sie.

»Atlis«, sagte sie, und nach kurzem Zögern fügte sie ein »Erste meiner Sippe« hinzu. Es ging ihr nie leicht über die Lippen. »Edle zu Olholt.«

»Atlis«, wiederholte die Soldatin sinnend. »Ich kenne dich, ich habe von dir gehört. Du bist die Chimre, der man die Gerechtigkeit geben wollte.«

Augenblicklich brannte die Scham auf Atlis' Wangen. »Ja«, brachte sie hervor.

Die Soldatin trat vor und bot ihr die Hand an. »Das war eine große Schweinerei. Tut mir leid. Ich bin Alke.« Immer noch peinlich berührt ergriff Atlis die ausgestreckte Hand und schüttelte sie. »Danke«, sagte sie.

»Wieso?«, fragte der Gütige Alke. »Was ist denn passiert?«

»Man hat sie ihr vorenthalten, als der Krieg ausbrach. Das hast du wirklich nicht mitbekommen? Weil sie eine Chimre ist, deswegen. Mensch, Ansbert, echt jetzt?«

Ansbert schüttelte den Kopf. »Kein Chimre ist ein Gerechter«, sagte er verwundert.

»Ja, und sie wäre die Erste gewesen. Sie hat einen Vogelfreien erledigt oder so.«

Langsam wandte sich Ansbert wieder Atlis zu. Sie sah, wie das Misstrauen in seine Augen zurückkehrte. Äußerlich ruhig hielt sie seinem Blick stand, aber sie spürte, wie ihre Wut hochkam. Wenn es nach Leuten wie Ansbert gegangen wäre, wäre sie nie für den Posten vorgeschlagen worden. Und es waren Leute wie Ansbert, die ihn ihr verweigert hatten. Aber trotzdem stand er jetzt da und maß sie daran, verurteilte sie deswegen. Dass man ihr den Rang verweigert hatte, den er ihr nie verliehen hätte, war für ihn nur ein Beweis ihrer Unzuverlässigkeit. Und das alles nur, weil sie die falsche Haarfarbe hatte! Sie hätte ihn am liebsten angeschrien und wäre davongeritten. Doch sie beherrschte sich, kämpfte die Wut nieder, und als sie ihn ansprach, schwang in ihrer Stimme nur noch ein Rest Aggression mit: »Alles gut bei dir?«

Ansbert ging auf, dass er starrte, und er beeilte sich, abzuwincken. »Ja, ja, alles gut. Schließ dich uns an, wenn du magst. Aber wir gehen nicht nach Mattheim, noch nicht jedenfalls. Auf dem Weg dorthin liegt Chirmfurt, dort ist eine Gerechtigkeit stationiert. Das ist näher, dahin sind wir unterwegs. Vielleicht haben sich noch andere von uns dorthin gerettet.«

»In Ordnung, ich komme mit.« Atlis stieg vom Pferd; sie wollte nicht als Einzige reiten.

»Dann los«, sagte Ansbert, steckte das Schwert weg, das er als Letzter immer noch in der Hand gehabt hatte, und holte mit dem Arm aus. »Genug gerastet, wir brechen auf!«

Unterwegs tauschte sich Atlis mit den anderen über die Schlacht am Tannhausner Tor aus. Ihre Reisegefährten waren im dritten Treffen gewesen und daher als Erste von den Panzerreitern überrascht worden. Wie Atlis hatten sie sich seitwärts in die Iffensteine

geschlagen. Ursprünglich waren sie achtzehn gewesen, aber das Unwetter hatte vielen von ihnen das Leben gekostet. Andere hatten sie im Sturm aus den Augen verloren und nicht mehr wiedergegessen. Auch sie waren durch die Ödnis gewandert, die er hinterlassen hatte, aber viel weiter westlich als Atlis aus den Bergen herausgekommen. Die Pfähle hatten sie deshalb nie zu Gesicht bekommen. Als Atlis davon erzählte, sah sie in entsetzte Mienen. Selbst Ansbert schien betroffen.

Gegen Abend kamen sie in ein größeres Dorf, wo Ansbert Pferde requirieren ließ, um schneller fortzukommen. Mit Missfallen sah Atlis, wie er die Tiere ausschließlich von chimrischen Bauern beschlagnahmen ließ, ein Umstand, der seinen Leuten nicht weiter aufzufallen schien. Sie saß auf ihrer Mähre und schwieg, aber wieder spürte sie die Wut in ihrem Magen. Als Ansbert auch ihr ein besseres Pferd anbot, lehnte sie ab. Schulterzuckend nahm er ihre Weigerung zur Kenntnis und quartierte sie alle im Gasthaus des Orts ein.

Am nächsten Morgen ging es weiter. Es war warm, aber windig, und am Himmel sammelten sich abermals dunkle Unwetterwolken.

Bis sie Chirmfurt am frühen Nachmittag erreichten, hatte der Wind sechsmal gedreht; Atlis zählte jeden seiner Wechsel mit, und ihr Unwohlsein wuchs. Aber sie behielt ihre Beobachtungen für sich und gab vor, den Gesprächen der anderen zu folgen. Sie war froh, als sie ankamen.

Die Wehranlage der Gerechtigkeit war eine ausgebaute Motte mit einer weitläufigen Vorburg, die über die gleichnamige Siedlung und die Furt in der Chirmach wachte, einem Nebenfluss der Elne. Und sie wimmelte von Soldaten. Ansbert hatte mit seiner Vermutung richtig gelegen: Nur eine Tagesreise vom besetzten Tannhausen entfernt, war Chirmfurt der natürliche Rückzugsort für Versprengte der Schlacht. Weit über tausend mussten hier ver-

sammelt sein, und beinahe stündlich wurden es mehr. Eine Zahl, die zwar nur einen erschreckend kleinen Bruchteil derer bedeutete, die ausgezogen waren, aber Atlis wusste, dass sie die Niederlage in ihrer ganzen schrecklichen Größe überdeutlich vor Augen führte. Nur für den Moment gestattete sie ihrer Hoffnung, sich wieder zu regen. Das hier, dieser erbärmlich kleine Haufen, war das Beste, das ihr seit der Schlacht im Tannhausner Tor passiert war. Allein, dass sie und Ansberts Leute nicht die einzigen Überlebenden waren, gab ihr neuen Mut. Sie eilte durch das Feldlager auf der Suche nach bekannten Gesichtern. Alle taten das. Es war ein Durcheinander wie in einem Ameisenhaufen; es war laut und wirr, es wurde gelacht und geweint, geschrien und geflucht, es wurde sich in die Arme geschlossen, tröstend, erleichtert, und es wurde Wiedersehen gefeiert und letzte Lebewohls betrauert. Verwundete lagen in den ausgeräumten Ställen und Scheunen, Erschöpfte schlafend dort, wo die Kraft sie verlassen hatte. Trossleute gaben Mahlzeiten aus, und Wehrvögte notierten Namen auf Listen. Neben den Soldaten der Gauwehr fanden sich mindestens ebenso viele Kämpfer aus den Aufgeboten der Edlen: Atlis sah die Wappen der Barone Eusaric und Rodcaus, den Schellenbaum der Snadders', die blauen Federn von Feodotas Jägern und die Fahne der Freien Stadt Korm. Und als sie Chirmfurt bereits zum zweiten Mal durchkämmt hatte und ihre frisch keimende Hoffnung sich wieder legen wollte, fand sie in der letzten Ecke der Vorburg tatsächlich den vielleicht unwahrscheinlichsten Überlebenden ihrer Güte: Etele, den kleinen Fähnrich, den sie gefallen geglaubt hatte, als die Panzerreiter über sie gekommen waren. Aufschluchzend sprang er ihr in die Arme, als sie ihn beim Namen rief, und weinte dort und wollte nicht wieder aufhören. Sie strich ihm beruhigend über den Schopf, stumm, weil sie keine Worte hatte für das, was sie fühlte. Auch sie weinte. Um Etele, um sich selbst. Vor allem aber weinte sie um Wate.

lassen und ihr so das Atmen noch einmal erschweren. Sie würde schneller sterben. Das hatte sie verdient. Die Soldatin neben ihr würde länger leiden.

Als er im Sattel war, sah Bjorn noch einmal hinüber zu den zwei Pfählen. Die Hübsche war erwischt worden, wie sie sich in einem geräumten Haus Silbermünzen eingesteckt hatte. Plünderer wurden mit dem Tod bestraft, das hatte er wieder und wieder klargemacht, aber er gestattete ihnen, leichter aus dem Leben zu gehen. Die andere hingegen hatte sich an einem Halbwüchsigen vergangen. Bjorn hatte den Schönen Sral angewiesen, ihr einen Sitzblock an den Schindpfahl zu nageln, der sie stützen würde. Jede Stunde, die sie länger atmen würde müssen, wäre immer noch eine zu wenig.

Den Namen hatte er sich von keiner gemerkt, wozu auch? Beides waren sie Freiwillige gewesen, die sich ihnen nach der Schlacht im Tannhausner Tor angeschlossen hatten, und mit Freiwilligen gab es den meisten Ärger. Undiszipliniert, auf Abenteuer aus und nicht vorbereitet auf das, was sie tatsächlich erwartete. Es fiel ihnen schwer, sich dem straffen Regiment zu beugen, das die Armeen des Herzogtums allen anderen Elyrdans überlegen machte. Nur, was machte er? Bjorn hing seinen misslaunigen Gedanken nach. Er verwässerte die Schlagkraft seiner Truppe mit Herumtreibern und Schlachtenbummlern, die aus den völlig falschen Motiven zu ihm kamen, nicht wenige aus reiner Mordlust. Am liebsten hätte er auf sie alle verzichtet, aber seine Anweisungen waren ausdrücklich gewesen: die Chimren des Chimmgaus einzubinden; also band er sie ein. Jeder seiner zehn Weibel befahlte inzwischen eine Doppelschwinge, sechzig Helme. Für ihre erlittenen Verluste hatten sie zwar Ersatz bekommen, aber ginge das in der Geschwindigkeit so weiter, wären die echten Soldaten bald schon in der Minderheit. Kein Gedanke, der Bjorn behagte. Es gab nur eines, das er dieser Entwicklung abgewinnen konnte: Mehr

Leute hieß mehr Ortschaften am Tag, die sie säubern konnten, und je schneller er seine Aufgabe hinter sich brachte, desto besser.

Das Dorf, das vor ihm in Flammen aufging, hieß Drobersbach. Rund vier Dutzend Häuser, die sich an einen der vielen Nebenflüsse der Elne schmiegt, lose und weit verteilt in den Niederungen. Die meisten Einwohner waren Salen gewesen, wieder einmal. Es hatte den gesamten Morgen und Vormittag gedauert, aber nun hingen sie an ihren Häusern und der Dorfesche.

Dass die Siedlungen im Oberen Chimmgau oft größer waren als die nördlich der Iffensteine, war ein Ärgernis, dem nur mit mehr Leuten beizukommen war. Sechs Doppelschwingen hatten sie hier eingesetzt. Die letzten beiden, die noch im Dorf unterwegs waren, steckten die Häuser in Brand und wiesen die wenigen chimrischen Familien an, sich nach Westen zu wenden. Sie waren aus den Habseligkeiten ihrer salischen Nachbarn reich für den Verlust ihrer Heimat entschädigt worden. Entweder sollten sie sich irgendwo in der Nähe eine neue schaffen, eine mit chimrischen Namen, oder nach Tannhausen gehen, wo es nun genügend leere Häuser gab. Es spielte keine Rolle. Drobersbach jedenfalls würde verschwinden.

Regungslos sah Bjorn den Schwaden zu, die aus den Flussauen stiegen. Er fühlte nichts.

»Für heute genug?« Unnis Fistelstimme forderte seine Aufmerksamkeit.

Bjorn sah den alten Weibel an und überlegte. In der unmittelbaren Umgebung gab es noch vier kleinere Dörfer, fünf Weiler und wahrscheinlich zwei, drei Dutzend einzelne Gehöfte. Um die kümmerten sich die anderen vier Doppelschwingen. Und dann, knappe drei Wegstunden von hier, Godsfelde. Fünf-, sechshundert Seelen. Es würde eng werden, aber es war zu schaffen.

»Nein«, sagte er. »Wir reiten weiter.« Wenn es sein musste, würden sie im Dunkeln weitermachen. Oder, er warf einen Blick in den dunkel verhangenen Himmel, im Regen.

Unni nickte. Mit einem Pfiff sammelte er seine Leute. Bjorn sah zu, wie sich nach und nach die Doppelschwinge wieder gruppierten und vorschriftsmäßig von ihren Weibern an den Schindpfählen vorbei gen Osten geführt wurden. Er fragte sich, wie viele es vor Godsfelde werden würden. Ohne ging es nie, sie hatten schon jetzt zu viel Geschmeiß in ihren Reihen, und was sie taten, ließ die Truppe ohnehin verrohen. Bjorn war nie ein Freund des Schindpfahls gewesen, aber er würde seine Leute sauber durch diesen Auftrag führen, und wenn er sie dafür selbst bis auf den letzten Mann, die letzte Frau anschlagen müsste. Der Chimmgau würde keine zweite Tekete werden, das hatte er sich geschworen.

Mit dem Zügel wies er Pfeifer an, sich in Bewegung zu setzen. Sie waren hier fertig. Hinter ihm folgte Mina wie ein Schatten.

Mina.

Sie sprachen kaum noch miteinander. Ihr ungebändigtes, fröhliches Wesen war brütender Verschlossenheit gewichen. Nur noch selten wandte sie sich an ihn, und wenn sie es doch einmal tat, stellte sie keine Fragen mehr über alles und nichts, sondern wollte wissen, ob sie ihm die Stiefel putzen oder das Lager bereiten sollte. So ging das schon lange. Eigentlich schon seit Lindscheid. Beim Anblick der ersten Salen, die sie gehenkt hatten, war sie in Tränen ausgebrochen. Bjorn hatte sie gut verstanden. Auch ihm war es schwergefallen, schwerer als erwartet, schwerer als erhofft. Zwei Familien waren es gewesen, fünf Kinder. Es hatte Zeit gekostet, bis ihm die Gesichter der Jungen und Mädchen nicht mehr in den Schlaf folgten, aber das war glücklicherweise vorbei. Inzwischen war er sich sicher, sie nicht einmal mehr heraufbeschwören zu können, wenn er es versuchen würde. Was er nicht vorhatte. Mina allerdings ... Sie hatte sich nie von diesem ersten Mal erholt. Bjorn hätte es sich anders gewünscht, aber er konnte es nicht leugnen: Die Lebensfreude seiner Junkerin war an jenem Frühlingmorgen zusammen mit den Salenkindern auf Lindscheids Dorfanger gestorben.

Natürlich bemühte er sich um sie.

Er hielt sie vom Allergrößten fern und hatte ihr die Führung der Sold- und Verlustlisten übertragen, zusammen mit dem Strafregister und dem der beschlagnahmten Vermögen. Wann immer es ging, ließ er sie im Lager, wo sie sich mit den Trossleuten ums Essen kümmern konnte. Aber oft brachen sie das Lager morgens ab und waren den ganzen Tag unterwegs, sodass diese Möglichkeit wegfiel. Und selbst wenn Mina nie mitmachen musste, war sie doch stets dabei. Jedes Essen, das sie morgens ausgab, jede Münze, die sie abends zählte, war Teil dessen, was sie machten.

Sie töteten Salen, an mindestens sechs Tagen die Woche. Es war so einfach wie unabänderlich.

Bjorn konnte noch so sehr seine schützende Hand über Mina halten, aber das eine tun, das ihr hätte helfen können, das konnte er nicht. Betrübt drehte er sich im Sattel um. Mit gesenktem Kopf ritt Mina hinter ihm, die Schultern zusammengefallen. Sie aß nur noch wenig, und langsam wurden ihre Wangen schmaler, die Nase spitzer. Graue Schlieren hatten sich unter ihren Augen eingegraben, grau war auch ihr Blick geworden, wenn sie einmal auf sah. Bjorn war versucht, sie zu fragen, was sie dachte, wusste aber, dass er nur Kopfschütteln zur Antwort bekäme und ein lebloses »Nichts, Herr«. So sehr Mina sich verändert hatte, so sehr sah ihre Kleidung immer noch aus wie am ersten Tag: makellos und rein. Sie verwendete viel Zeit darauf, sie sauber zu halten, ebenso ihre Waffen und sich selbst. Abends wusch sie sich oft stundenlang und schrubbte und büstete Hose, Wams und Mantel auch dann noch, wenn Bjorn schon lange keinen Staub oder Schmutz mehr ausmachen konnte. Es war ihm recht, so hatte sie etwas zu tun und er zumindest die Hoffnung, dass sie das Waschen und Säubern etwas ablenkte.

»Mina?«, versuchte Bjorn sich doch noch daran, seine Junkerin aufzumuntern.

»Ja, Herr?« Sie hob den Kopf, das Gesicht regungslos.

»Wir werden vor Godsfelde das Lager aufschlagen. Du musst nicht mit. Es wird genug zu tun geben, Segni und die anderen vom Tross werden jede Hand brauchen können.«

»Ja, Herr.« Mina senkte wieder den Blick und fixierte den Sattelschnauf.

Bjorn wandte sich wieder um. Er fühlte sich hilflos.

Sie erreichten Godsfelde, als die Sonne kurz durch die Wolkendecke drang. Die Ortschaft lag eingebettet in ihren Feldern, umgeben von einer Wehrhecke aus Hainbuchen und Brombeeren. Die Tore in der Hecke waren geschlossen, und die Gruppen der Feldarbeiter wurden von Bewaffneten begleitet.

Inzwischen hatte das ganze Land mitbekommen, dass Krieg herrschte, und die meisten, dass Salen sich nicht mehr sicher fühlen konnten. Bjorn zuckte innerlich mit den Achseln, die Helme auf den Äckern würden nichts nutzen. Im Gegenteil: Wer immer auch über Godsfelde gebieten mochte, würde die wenigen Kämpfer seiner Haustruppe kaum auf die Felder schicken, um Bauern zu beschützen. Er war entweder mit ihnen ausgezogen, um sich einem salischen Aufgebot anzuschließen, oder würde sie in seinem vermaledeiten Sippenturm um sich scharen. Vielleicht verrotteten sie auch bereits im Tannhausner Tor. Die Bewaffneten auf den Feldern waren nichts als eine eilig ausgehobene Miliz, Bauern, denen man Speere und Äxte in die Hände gedrückt hatte. Keiner von ihnen würde ernsthaften Widerstand leisten. Und die Hecke war zwar ein Hemmnis, aber keines, das nicht überwunden werden konnte. Auch darin hatten seine Leute inzwischen Übung.

Hektisch einsetzendes Glockengeläut unterbrach Bjorns Gedanken. Er blickte von den Feldern hinüber zum Turm des Tempels der Heiligen Familie. Man hatte sie entdeckt. Gut. Panik würde ihnen nur helfen. Auf den Feldern liefen Bauern und Bewaffnete

zusammen und zeigten in ihre Richtung, ein paar von ihnen flüchteten bereits Richtung Godsfelde. Bjorn wandte sich um und gab dieselben Befehle, die er auch schon am frühen Morgen gegeben hatte.

Sie gingen immer gleich vor. Je eine Doppelschwinge umrundete die Siedlung auf jeder Seite und machte nieder, was ihnen vor Klingen und Hufe kam, eine weitere blieb als Reserve bei den Trossleuten und Packpferden zurück. Die drei verbleibenden griffen frontal an. Im vollen Galopp über die Felder.

Es waren diese kurzen Momente des Sturmritts, in denen sich sein Gemüt etwas hob. Es waren die einzigen in seinem freudlosen Alltag, die annähernd echtem Kampf glichen. Warm und vertraut waren sie wie die Lieblingsdecke aus Kindertagen. So lange, wie sie dauerten, genoss Bjorn jeden Atemzug und Pfeifers weit ausholende, muskulöse Bewegungen unter ihm, das Donnern der Hufe im Ohr. Er stellte sich in die Steigbügel, machte sich leichter und beugte sich tief hinunter, bis er Pfeifers obersten Halswirbel an seiner Wange spürte. Frei ...

Viel zu schnell waren sie vorm Tor.

Mit scharfem Wiehern stoppten die Pferde, als die Zügel sie in den Stand rissen. Schreiend schleuderten seine Leute den Wachen auf den Plattformen hinter der Hecke ihre Anspannung und Speere entgegen und vertrieben sie. Wurfhaken krallten sich in die Oberkante des Tors, Seile und Pferdehäuse spannten sich, und wenige Augenblicke später sprang es krachend aus den Angeln. Mit dumpfem Dröhnen schlugen die Torblätter zu Boden, noch durch den Riegel zusammengehalten. Dahinter standen zwei Handvoll Bewaffnete, Speere und rot-gelbe Rundschilde in zittrigen Händen. Sie hatten keine Chance. Der Strom der in die Ortschaft drängenden Reiter riss sie mit sich, sie verschwanden unter den Hufen.

Bjorn hatte sich zurückfallen lassen, um den Überblick zu behalten und, wenn nötig, die Reserve herbeizurufen. Jetzt, da alles

seinen gewünschten Gang nahm, schloss er wieder auf, sprang in der ersten Gasse des Städtchens ab und warf seine Flügellanze weg. Er zog den schweren Dolch mit der scharf gewinkelten Schneide. In der Enge der Häuser würde ihn das Schwert mehr behindern als nutzen, und nach wie vor weigerte er sich, Hilmnar für das einzusetzen, was vor ihm lag. Ein Tritt gegen die nächstbeste Tür ließ sie splitternd aus ihrem Schloss brechen. Erschreckte Schreie aus dem Innern des Hauses antworteten ihm; ein Krug oder eine Schüssel fiel zu Boden und zerplatzte. Bjorn blendete den Lärm von der Straße und das Sturmläuten aus und kniff die Augen zusammen, um im Halbdunkel des Flurs besser sehen zu können. Kisten mit Kerzen standen an der einen Wand, viele davon mit dem Kleeblatt der Heiligen Familie verziert, daneben lehnte eine Zugwanne. Es roch nach Bienenwachs. Eine ausgetretene Stiege führte nach oben, eine Tür ihm gegenüber hinaus in den Hof, eine zweite zur Rechten wahrscheinlich in die Wachszieherei. Sie stand offen, also ignorierte er sie. Langsam setzte er einen Fuß auf die erste Stufe und ging nach oben. Hinter sich hörte er, wie Soldaten ihm ins Haus nachkamen und das Erdgeschoss durchsuchten. Es gab kein Scheppern und Bersten, kein Umschmeißen von Möbeln, keine mutwilligen Zerstörungen. Nicht einmal Krakeelen. Sie waren ruhig und schnell. Der Teil von ihm, der sich nicht auf die Treppe und die Tür an ihrem Ende konzentrierte, nahm es mit Genugtuung zur Kenntnis. So sollte es sein. Oben angekommen, blieb er stehen und lauschte. Von der anderen Seite der Tür konnte Bjorn trotz des lauten Glockengeläuts unterdrücktes Wimmern hören. Mit dem Dolch in der Hand drückte er die Klinke herunter. Das Wimmern wurde lauter. Er gab der Tür einen Schubs und sah in den Raum dahinter.

Eine junge Frau stand dort hinter einem Tisch, sie drückte einen vielleicht sechsjährigen Jungen fest an sich. Bei seinem Anblick begann der Junge zu weinen.

»Bitte«, flehte ihn die Frau an und barg das Gesicht ihres Sohns in den Falten ihrer Schürze, »bitte ...«

Bjorn sah die Tonscherben, die vor ihren Füßen lagen, den Tisch mit den zwei Tellern und dem anderen Becher, sah die bebenden Schultern des Jungen und die Tränen auf den Wangen der Frau. Dann senkte er den Dolch.

Nussbraunes Haar, chimrisch geschnittene Kleidung.

»Wie heißt du, Frau?«, fragte er ruhig.

Er sah sie schlucken. »Alfny.«

Ein chimrischer Name.

»Alfny. Gut. Du bist eine Chimre?«

Sie nickte.

Auch Bjorn nickte nun. »Hör mir gut zu, Alfny. Du brauchst keine Angst zu haben. Dir wird nichts geschehen. Wir tun keinem Chimren was. Verstehst du?«

Wieder nickte die Frau, aber Bjorn war sich nicht sicher, ob sie wirklich verstand. Die Angst, die in ihren Augen flackerte, ließ wenig Platz für anderes, er kannte das.

Vorsichtig trat er in den Raum, und als Alfny zurück in die Ecke wich, steckte er den Dolch weg und hob eine Hand. »Keine Angst, Alfny. Dir geschieht nichts«, wiederholte er sich. »Wie heißt dein Sohn?«

»Ru-Rurik«, brachte sie mühsam hervor.

»Ein prächtiger Junge. Hast du auch einen Mann, Alfny?«

»Ja, Seidr. Seidr, er heißt Seidr.« Die Worte kamen stoßweise und gehetzt. Aber sie sprach ihr Aard wie eine Chimre, weich und hauchend. Immer noch drückte sie sich in die Ecke.

»Seidr«, wiederholte Bjorn sanft, »ein schöner Name, ein guter Name. Wo ist er?«

»Auf dem ... auf dem Feld.«

Bjorn ließ sich nichts anmerken. Das hier waren keine Bauern. Wenn Alfmys Mann auf dem Feld war, dann nur, weil man ihn mit

Speer und Schild hinausgeschickt hatte, und in diesem Fall lag er nun wahrscheinlich tot auf dem Acker. »Gut«, gab er trotzdem zur Antwort und ging hinüber zum Tisch. Aus dem Säckchen an seinem Gürtel legte er drei salische Kronen auf einen der Teller, chimrische Skillings hatte er schon lange keine mehr. »Hier«, sagte er, »das ist für dich, deinen Mann und für Rurik. Als Entschädigung.« Er sah die Fragen in Alfny's Gesicht, aber sprach weiter, bevor sie welche stellen konnte. »Du musst mir jetzt gut zuhören, Alfny, verstehst du? Das ist wichtig.«

Wieder nickte Alfny, schon etwas weniger verängstigt. Wie so oft verfehlte das Gold seine beruhigende Wirkung nicht. »Jetzt, wenn ich gleich gegangen bin, wirst du eure Sachen packen. Alle eure Wertsachen und was euch sonst noch lieb und teuer ist. Habt ihr Pferde?«

Alfny schüttelte den Kopf.

»Dann werdet ihr welche bekommen. Genug, um euren Hausstand aufladen zu können. Ihr werdet nämlich Godsfelde verlassen. Nein, hör mir zu.« Er wehrte einen Einwand ab. »Pack jetzt eure Sachen, Alfny, und bleib im Haus. Egal, was draußen geschehen mag, du verlässt nicht das Haus, verstanden? Wir werden –« Ein schriller Schrei draußen ließ ihn innehalten.

Alfny unterdrückte ein Japsen und biss sich in die Faust. Rurik schluchzte auf.

Schnell zwang Bjorn die Aufmerksamkeit der Frau mit einer Handbewegung wieder auf sich, weg vom Fenster. »Wir werden«, begann er erneut mit Nachdruck, »morgen wiederkommen, wenn es sicher ist. Bis dahin musst du fertig sein. Wir werden dir beim Beladen der Pferde helfen, aber wir werden nicht auf dich warten, hörst du? Was nicht fertig gepackt ist, wenn wir kommen, bleibt hier.«

Sie nickte, aber wieder loderte die Furcht in ihren Augen auf. Bjorn gab auf. Er hatte nicht die Zeit, sie vollends zu beruhigen,

und deutete noch einmal auf die Goldmünzen. »Das hier ist ein Vorschuss auf das, was ihr noch bekommen werdet. Ihr werdet Godsfelde verlassen müssen, aber das soll nicht euer Schaden sein. Wir werden die Habe der Salen verteilen, und auch ihr werdet davon abbekommen, es ist genug für alle da. Ich weiß, dass es nicht danach aussieht, Alfny, aber heute ist ein Glückstag für euch. Also, geh packen und bleib im Haus, bis wir euch abholen.«

Er war schon bei der Tür, als ihn Alfny's Stimme noch einmal zurückhielt.

»Was ... was ist mit Seidr?«, fragte sie, schrill vor Angst.

Er antwortete ihr, ohne sich umzudrehen, weil es das Lügen leichter machte. »Seidr wird kommen.« Dann ging er die Treppe hinunter.

Im Flur standen drei Soldaten und warteten. »Keine Salen«, sagte einer von ihnen.

»Ich weiß. Chimren. Wir sind hier fertig.« Er deutete auf die Kisten mit den Tempelkerzen. Die Heilige Familie waren die Götter der Salen; wie sie mussten sie verschwinden und mit ihnen alles, was an sie erinnerte. »Nehmt die mit.«

Gemeinsam verließen sie das Haus. Mit Kreide malte Bjorn eine große Chrin-Rune auf die Wand neben der eingetretenen Tür, einen stehenden, nach rechts offenen Winkel. Es war das Zeichen, das sie für die Häuser von Chimren benutzten. Die von Salen bekamen die gespreizte Sagwar-Rune. Auf diese Weise wurde kein Haus mehrmals durchsucht und Chimren gleichzeitig vor Übergriffen geschützt. Wer in Häuser mit der Chrin-Rune eindrang, kam an den Pfahl. Bjorn sah sich in der Gasse um: Es gab nicht viele von ihnen.

Zu beiden Seiten zerrten seine Leute die salischen Einwohner Godsfeldes aus ihren Heimen hinaus auf die Straße, wo sie in Empfang genommen wurden. Auch dafür hatten sie eine Routine entwickelt. Jede Schwinge teilte sich auf in einen Such- und einen

Wachtrupp; jeden Tag wurde gewechselt. Die Soldaten des einen durchkämmten die Häuser, die des anderen warteten draußen, nahmen die Salen in Empfang, die zu ihnen hinausgetrieben wurden, und begannen mit dem Hängen. Kragbalken, Ladenschilder, Fensterkreuze, alles, was sich dafür eignete, wurde verwendet, und wer vor seinem Haus keinen Platz mehr bekam, musste bis zum Ende warten, wenn auf dem Ortsplatz der ganze Rest gehenkt würde. Auch hier hatte es schon begonnen, die ersten hingen bereits leblos von ihren Heimen herab, ein paar andere strampelten noch, stemmten sich würgend gegen das Unvermeidliche.

Wieder einmal fiel Bjorn auf, wie verhältnismäßig ruhig alles vonstattenging. Es gab Jammern und Flehen, Schluchzen, Fluchen, Beten, auch Schreie ab und an, aber es herrschte nicht das gelende Chaos, das er anfangs erwartet hatte. Vielleicht war es das geschäftige Vorgehen seiner Leute, vielleicht waren die meisten auch zu benommen oder verängstigt, um Widerstand zu leisten. Auch hier lagen die paar erwartbaren Leichen derer auf der Straße, die sich zu sehr zur Wehr gesetzt hatten. Aber die große Menge derjenigen, die auf die Straße getrieben wurde, ließ benommen geschehen, was ihnen widerfuhr. Auch nach all den Wochen blieb es Bjorn unbegreiflich. Lämmer vor der Schlachtbank. Er verzog das Gesicht.

Nachdem er den umstehenden Soldaten einen Wink gegeben hatte, eilte er weiter. Sie mussten vorankommen.

Im nächsten Haus lebten keine Chimren. Sie trieben die siebenköpfige Familie eines Bortenmachers auf die Straße, aber zuvor mussten sie einen alten Tatter in der Wohnstube erschlagen, weil er keifend um sich schlug und biss und nicht zu besänftigen war. Die Häuser zweier Bäcker und einer Metzgerin kamen als Nächstes dran, damit war die Gasse durch. Bjorn ging zum Markt.

Der Tempel der Heiligen Familie, ein Bau mit dem typischen Kleeblattgrundriss, wurde bereits geräumt. Eines der vier Tore war

aufgebrochen worden, und seine Leute holten die Salen heraus, die sich ins Innere geflüchtet hatten. Das Sturmbläuten hörte endlich auf, der Tempelschatz, eine mit Beryllen verzierte Reliquie, vergoldete Kandelaber, Weihrauchgefäße und mit Kleeblättern bestickte Altartücher, wurde eingesackt und der Priester mit seiner Gemeinde unter den Toren gehenkt. Leute von Mjotte und Lodurs Doppelschwingen trieben die Salen auf den Platz, für die es in den Gassen keinen Platz mehr gegeben hatte. Bjorn warf einen prüfenden Blick hinüber zur Ortsesche, sie war weit und ausladend, aber sie würde nicht reichen. Wie so oft würden sie auch in Godsfelde Galgen errichten müssen. Eine Weile beobachtete er die Vorbereitungen, und weil er merkte, wie die Abscheu vor der jämmerlich passiven Wehrlosigkeit der Zusammengetriebenen wieder in ihm hochkam, wandte er sich ab und dem Sippenturm der ansässigen Edlenfamilie zu, dem höchsten Gebäude Godsfeldes. Knapp fünfzig Fuß ragte er empor, kleine, gedrungene Fenster und Schießcharten blickten auf sie hinab, und ganz oben, zwischen den Zinnen der Brustwehr, ließen sich die Bewegungen von Wachen ausmachen.

Sippentürmen begegneten sie nun immer häufiger. Waren sie im Unteren Chimmgau eher selten gewesen, bildeten sie im Oberen, salisch geprägten leider eher die Regel als die Ausnahme. Im Herzogtum waren hohe Türme vor allem Andachts- oder Bestattungsorte oder Stätten herzoglicher Macht. Näher am Himmel, der Erde entrückt. Kein Chimre wäre auf die unziemliche Idee gekommen, sein Heim auf solche Weise zu erhöhen. Die Salen allerdings sahen in den Türmen ein Abbild ihrer Weltesche, und je höher der Turm, desto größer das Ansehen seiner Bewohner. Auch das hätte Bjorn wenig gekümmert, wenn die Sippentürme nicht so hervorragende Wehrbauten gewesen wären. Zwar waren die wenigsten durchweg gemauert, aber auch so stellten sie seine Truppe regelmäßig vor größere Herausforderungen. Um sie einzureißen,

fehlte ihnen schweres Gerät, und so blieb ihnen nur übrig, sich gewaltsam Zugang zu verschaffen. Statt sich dann Stockwerk für Stockwerk durch die Türme zu kämpfen, setzten sie meistens nur ihr Inneres in Brand und ließen das Feuer die Bewohner erledigen. Denn selbst in Orten, die nicht dem Erdboden gleichgemacht wurden, mussten die Türme als Symbole salischer Herrschaft fallen. Ihre Erstürmung aber war jedes Mal aufs Neue schwierig und verlustreich; Tote gab es immer.

Auch jetzt lagen schon sechs der ihren vor der Treppe, die hoch zur Eingangspforte im ersten Stock führte. Felsbrocken lagen zwischen ihnen, und Pfeile spickten den Boden. Die Pforte immerhin war bereits aufgebrochen, Gebrüll und Kampflärm im Innern. Hinter den Ecken der benachbarten Häuser warteten Soldaten aus Unnis Doppelschwinge kauern mit Ballen von Stroh, die sie nun immer mit sich führten, um sie als Zunder zu benutzen.

Es dauerte nicht lange, bis die Fistelstimme des Weibels aus dem Turm kam, hoch wie klirrendes Glas, aber laut und bestimmt, und seine Leute hinüberhuschten. Wieder riss ein herabgeschleudertes Stein einen von der Treppe, und beim Rückzug aus dem Turm erwischte es noch einmal zwei von ihnen, aber das änderte nichts am Ergebnis: Der schwarze Rauch, der erst aus der Pforte und dann auch aus den Schlitzfenstern des Stockwerks darüber quoll, kündigte unmissverständlich vom baldigen Ende des Sipenturms und aller, die sich in ihm aufhielten. Einmal in Brand gesteckt, würde der Turm wie der Schlot eines Kamins das Feuer nach oben ziehen und sich selbst von innen heraus verbrennen. Irgendwann würde er zusammenfallen. Ob das Feuer dabei auf benachbarte Häuser überspränge, spielte keine Rolle. Auch Godsfelde würden sie einäschern.

Als die ersten hellen roten Zungen aus den Fenstern leckten, machte Bjorn kehrt und schloss sich einem der Suchtrupps an. So

wenig er an ihrem Tun Gefallen finden konnte, so wenig würde er sich davor drücken. An der Spitze der Soldaten trat er eine Tür ein und zog abermals den Dolch.

Knapp fünf Stunden später war es vorbei.

Bjorn saß nun wieder auf Pfeifer, die Zügel locker in den Händen, die auf den Oberschenkeln ruhten. Gassen und Steige lagen bereits dunkel, über ihnen in der Gewitterluft zwitscherten aufgebracht ein paar Dohlen. Im aufgefrischten Abendwind flogen ein paar Ascheflocken vom Sippenturm herüber. Die Salen Godsfeldes schwangen sanft an Galgengerüsten und Ortsesche.

Bjorn ritt auf den Platz. Seine Leute trugen die Besitztümer aus den geräumten Häusern herbei und türmten sie auf. Eine Postenreihe bewachte die wachsenden Haufen aus Kisten, Säcken, Kleidern und Hausrat. Noch gab es nicht viel zu tun für sie. Er hatte in den Straßen ausrufen lassen, dass es jetzt erlaubt sei, wieder herauszukommen, und zumindest ein paar der übrig gebliebenen Godsfelder trieben Neugier und die Aussicht hinaus, sich bereichern zu können. Noch eingeschüchtert wagten sich die Chimren auf den Platz und wussten nicht, wie sie angesichts ihrer baumelnden Nachbarn und deren Habseligkeiten reagieren sollten. Entsetzen kämpfte mit Gier in den Gesichtern. Bjorn wusste, wie dieser Kampf ausgehen würde. Mehr von ihnen würden kommen, und spätestens morgen früh, wenn es ans Verteilen der Besitztümer ginge, würde für die allermeisten nur noch die Chance auf ein neues Wams, neues Geschirr oder ein Säckchen Silbergrotschen zählen. So war es immer.

Er wies Lodur, Mutter Bo und Mjotte an, mit ihren Doppelschwingen das Zusammentragen zu übernehmen und nach versteckten Salen zu suchen; mit dem Rest der Truppe bezog er außerhalb der Wehrhecke Quartier. Im Laufe der Nacht würden Yngvild und die anderen Weibel zu ihnen stoßen, und morgen dann, wenn sie aufbrächen, bliebe von Godsfelde nur noch, was

von all den anderen Salen-Orten geblieben war: ein schwelender Haufen Asche, der bereit war, vergessen zu werden.

Es wurde laut. Die Trossleute gaben das allabendliche Bier aus. Alkohol half den Leuten, das Töten für ein paar Stunden zu vergessen. Es löste die Anspannung und half ihnen in den Schlaf. Und für die Disziplin stellte es kein Problem dar, jedenfalls, solange nur in Maßen getrunken wurde. Es war schwierig, das rechte Maß zu finden. Aber Bjorn schätzte die Vorteile höher ein als die Nachteile.

Müde setzte er sich vor sein Zelt. Mina hatte ihm eine Schüssel mit Gedörtem und ein paar kandierten Apfelscheiben neben die Feuerstelle gestellt. Hunger hatte er keinen, aber zu den Apfelstücken griff er trotzdem. Mina selbst war nirgends zu entdecken. Bjorn nahm an, dass sie Wasser holte, um sich zu waschen. Er seufzte, dann streckte er sich, legte den Kopf in den Nacken und massierte seine Schultern. In den schweren Wolken des Abendhimmels zeichnete sich der Lichtschein des brennenden Sippenturms ab. Von irgendwo aus den Gassen hinter der Hecke kam ein Krachen und Bersten von Holz, dann ein Schrei. Ein Suchtrupp, der fündig geworden war. Er gähnte.

»Erster Reiter.«

Der Schöne Sral musste nicht weitersprechen. Auch so wusste Bjorn, weshalb sein Pfahlrichter ihn aufsuchte. »Wie viele?«, wollte er wissen.

»Drei. Bis jetzt. Alles Plünderer.«

Bjorn nickte. Drei waren in Ordnung.

»Sollen wir sie heute noch anschlagen?« Der Schöne Sral strich sich eine Strähne seines langen, hellen Haars aus dem Gesicht.

Nachdenklich sah Bjorn ihn an. Er hatte den Schönen Sral in seine Truppe geholt, weil er Leute brauchte, die hart waren und diszipliniert. Der Weibel war beides, das hatte er inzwischen mehr als einmal bewiesen. Aber manchmal fragte sich Bjorn, ob der

